

Foucaults Brille

Eine Möglichkeit, die Subjektivierung von Arbeit zu verstehen?

1. Macht und Subjektivierung – Arbeitssoziologische Annäherungen an Grundbegriffe Foucaults 2
 - 1.1 Sinnverhältnisse, Produktions- und Machtverhältnisse 3
 - 1.2 Techniken der Individualisierung, der Subjektivierung und des Selbst 7
 - 1.3 Widerstand 10
 - 1.4 Macht/Wissen: Objektivierende und subjektivierende Humanwissenschaften 12
 - 1.5 Theoretischer Antihumanismus und Kritik der Humanwissenschaften 14
2. Die Foucault-Rezeption in der Labour Prozess Debatte 18
 - 2.1 Theorie des Widerstands 20
 - 2.2 Identitätstheoretische Perspektive 23
 - 2.3 ‚Identität‘ oder ‚Interesse‘? Zur Materialität der Kämpfe 24
 - 2.4 Zwischenresümee 25
3. Human Resource Management: Ein „nichtintendiertes“ Beispiel 25
 - 3.1 Die kontrolltheoretische Perspektive 26
 - 3.2 Die machttheoretische Perspektive 26
 - 3.3 ‚Andere‘ Kontrolltheorie, ‚andere‘ Subjektivierungstheorie? 28
4. Mikrophysik und Mikropolitik? Folgerungen 29
- Literatur 32

Zusammenfassung. Was einst als „Störfaktor“ angesehen wurde, wird heute zur zentralen Ressource, zum „Erfolgsfaktor“ erklärt: das Subjekt und seine Subjektivität. Was durch Kontrolle beherrscht und durch Planung ersetzt werden sollte – situative Entscheidungen, subjektive Interpretation und Improvisation im Arbeitsprozeß – wird zunehmend ermöglicht, gefordert und gewinnbringend verwertet. Mit „Subjektivierung von Arbeit“ bezeichnen die wachsende Chance „Subjektivität“ in den Arbeitsprozeß einzubringen, und zugleich den Zwang, sie selbst zu „verwerten“. Welche neue Subjektivität wird damit produziert? Welche Widersprüche mit sind diesen Entwicklungen verbunden? Und was trägt Foucaults „Mikrophysik der Macht“ zum Verständnis dieser Prozesse bei? Besonders der letzten Frage gehe ich in diesem Beitrag nach. Er zeigt Möglichkeiten, aber auch Grenzen und Aporien der Foucaultschen Perspektive auf, die von vielen als das Instrument kritischer Gesellschaftsanalyse verstanden wird, nachdem die Marxsche ihr Potential verloren zu haben scheint. Dabei wiederholt sich ein Problem: der Gebrauch der kritischen Perspektive erfolgt *selbst unkritisch*. Der Beitrag plädiert daher für eine kritische Methodologie des Theoriegebrauchs, oder salopper, für die Nichtverheiratung mit Denkinstrumenten. Oder schlichter: für die Brillenmethode.

Eine freie Gesellschaft hat keine grundlegende Ideologie, etwa den Liberalismus, den Humanitarismus, oder den Rationalismus. Sie hat eine innere Schutzstruktur (...). Ich ziehe es vor, Traditionen durch äußere Schranken, eben eine Polizei, voreinander zu schützen gegenüber einem Schutz durch innere Schranke, d.h. dem Schaffen braver Menschen durch die richtige Erziehung. Paul Feyerabend (1995, S. 53)

„Im 19. Jahrhundert ist der Kampf gegen die Ausbeutung in den Vordergrund getreten. Und heute wird der Kampf gegen Formen der Subjektivierung, gegen die Unterwerfung durch Subjektivität zunehmend wichtiger“. Diese Herausforderung des herrschenden sozialwissenschaftlichen Subjektverständnisses, die Michel Foucault in dem von Dreyfus und Rabinow (1987, S. 247) herausgegebenen Band formuliert, macht seine Arbeit so interessant für unseren Diskussionszusammenhang: den Versuch einer kritischen Analyse von Strategien und Konsequenzen organisationaler Subjektivierung. Mit seinem Subjektivierungsbegriff und der Diskursanalyse bietet er nicht nur eine analytische Perspektive und Methode, sondern verbietet zugleich das Einrasten in ein traditiertes Wahrnehmungsschema, in dem aktuelle Formen der Subjektivierung von Arbeit allein als subtilere Modi der Ausbeutung gedeutet werden.

Unsere Frage lautet also nicht nur: Wie werden Subjekte in postfordistischen Arbeitsverhältnissen genutzt? Ebenso wichtig ist die Frage: Welche Subjektivität wird durch Praktiken organisationaler Subjektivierung produziert? Und: Warum sind bestimmte Entwicklungen von Arbeit mit vorliegenden theoretischen Konzeptionen nur unzureichend zu verstehen, zumindest nach Einschätzung der in diesem Band vertretenen Autoren? Können wir besser das verstehen und ggf. kritisieren, wenn wir es durch die Brille Foucaults betrachten? Und worin besteht die herausfordernde Andersartigkeit der Macht- und Subjektivierungskonzeption im Denken Foucaults, die uns andere Antworten verspricht? Im Versuch, diese Fragen zu beantworten, werde ich schrittweise Überlegungen entfalten, wie eine Übersetzung der Foucaultschen Methodik die Analyse von „subjektivierenden“ Arbeitsverhältnissen befruchten könnte. Im Anschluß daran werde ich mich der britischen Labour Process Debate zuwenden, in der einige Beteiligte den Versuch unternahmen, Foucault für arbeits- und organisationssoziologische Analysen nutzbar zu machen. Anhand der Reinterpretation einer vorliegenden empirischen Studie zur Dienstleistungsarbeit werde ich anschließend ein konkreteres Beispiel für die Anwendung dieser Analyseperspektive geben, und schließlich resümieren, was wir von einer Foucault-inspirierten Untersuchung aktueller Subjektivierung von Arbeit erwarten können – und was nicht. Das Resümee dieses Vorhabens lautet, hier vorweg: Es ist *eine* von verschiedenen möglichen Perspektiven, die den Gegenstand ebenso neu konstruieren, wie sie vorschlagen, ihn auf andere Weise zu analysieren.

1. Macht und Subjektivierung – Arbeitssoziologische Annäherungen an Grundbegriffe Foucaults

Wie mächtig macht das Empowerment die Arbeitenden? Wie autonom macht sie die Dezentralisierung? Und was macht das mit ihnen als Subjekten? Formulieren wir es etwas weniger rhetorisch: Was es zu erklären gilt, ist die Frage nach der Präsenz, den Existenzformen und Wirkungsweisen von *Macht* in mehr oder weniger „zwanglosen Verhältnissen“, in denen formelle Über- und Unterordnungsrelationen zwischen den Arbeitenden keine konstitutive Rolle spielen.¹ Daß Organisationsformen, in denen dies näherungsweise gilt, in der betrieblichen *Praxis* moderner, westlich-kapitalistischer Ökonomien relativ selten sind, haben wir in anderen Beiträgen dieses Bandes bereits anerkannt, und zugleich erklärt, warum wir sie dennoch als notwendigen Fluchtpunkt der Betrachtung ansehen. Und zwar, weil wir einen Wechsel im vorherrschenden *Diskurs* sehen. Wenn wir, wie Foucault oder auch wie Bourdieu oder Sozialkonstruktivisten weiters annehmen, daß erstens Diskurse einen wirklichkeitskonstitutiven Charakter haben, und zweitens ein Teil der sozialen Kämpfe sich in Gestalt von Diskursen vollzieht, so erweitert sich damit der Begriff der *Praxis* um die diskursive Dimension.

Erklärungsbedürftiger mag allerdings der Rückgriff auf die Arbeiten eines Autors erscheinen, der seine Argumentationen gerne anhand von Institutionen wie dem Gefängnis oder der Klinik entfaltet, die man mit Fug und Recht als Inkarnationen der Disziplinarmacht – bürokratischer oder expertokratischer Herrschaft – ansehen kann. Insofern läge es also näher, Foucault in einer „Panoptikums-Perspektive“ zu lesen. Einer Perspektive also, die die gesellschaftliche Allgegenwart jener Herrschaftsmechanismen aufzeigt, welche die Menschen zum *Objekt* von Beobachtung machen, und die von Harry S. Braverman (dem Initiator der Labour Process Debate, 1977) als Kontrollstrategien des betrieblichen Managements beschrieben wurden. Nun könnte man freilich auch argumentieren, mit der Rezeption Foucaults verhalte es sich gerade umgekehrt wie mit jener von Braverman. Bezog die Labour Process Debate (LPD) ihre Attraktivität und Kohäsion („Bravermania“, vgl. Abschnitt 2) aus den vergleichsweise einfachen und polarisierenden Thesen von Braverman, so läge ein Teil der von Foucaults Werk ausgehenden Faszination gerade in dessen Vieldeutigkeit, die sich jeder Kategorisierung entzieht und ihn für verschiedenste Diskurse anschlussfähig macht – so eben auch auch für unseren. Oder, wie Clifford Geertz fasziniert-ironisch bemerkte: Foucault sei, „was heutzutage anscheinend jeder französische Gelehrte sein muß: schwer faßbar“ (zit. in Dreyfus, Rabinow 1987, S. 15).² Wir verdanken es allerdings u.a. Hubert Dreyfus und Paul Rabinow, daß Michel Foucault gegen Ende seines Schaffens nochmals zur eigenen Faßbarkeit beitrug und klärende Interpretationshilfen für einige seiner Zentralbegriffe anbot, speziell im Text „Das Subjekt und die Macht“ (1982 bzw. 1987). Hier erklärt er rückblickend seine Absicht, „eine Geschichte der verschiedenen Verfahren zu entwerfen, durch die in unserer Kultur

¹ Mit dem Begriff der *zwanglosen Verhältnisse* möchte ich nicht nur die Palette der aktuellen Modernisierungstechniken handlich zusammenfassen, die als Dezentralisierung, Enthierarchisierung, Empowerment etc. etikettiert werden, sondern mit den Führungszeichen auch beharren auf der *Unterscheidung* von Hierarchie und Produktionsverhältnissen, d.h. von konkreter Aufgabenverteilung und ungleichem Rechtsstatus, der sich aus den Eigentumsverhältnissen herleitet (z.B. Arbeitsvertrag, Direktionsrecht).

² Es wäre freilich ungerecht, das zum französischen Spezifikum zu erklären, gibt es doch andernorts genügend Beispiele, wie man Einfluß auf akademische Debatten nicht nur durch Klarheit, sondern auch vermittels deutungsstimulierender und diskursstabilisierender Unschärfe erlangen kann, etwa in der soziologischen Modernisierungstheorie. Wenn mir etwas französisch vorkommt, dann eher eine Konstruktion von Begriffen, die oftmals ohne dezidierte Definitionen und weitgehend ohne Bezug darauf auskommt, wie diese Begriffe in anderen Teilen (oder „im Rest“) der Welt gebraucht und verstanden werden.

Menschen zu Subjekten gemacht werden“ (ebd., S. 243), und weiter, welche Verfahren der Objektivierung von Subjekten er dabei im Auge hatte. Erstens nämlich die *Untersuchungsverfahren*, z.B. in den objektivierenden Wissenschaften des Menschen und des Lebens. Zweitens die gesellschaftlichen *Teilungspraktiken*, die Subjekte in Verrückte und Gesunde, Kriminelle und Anständige etc. einteilen und vereinzeln. Und drittens die *Sexualität* als Beispiel dafür, wie Menschen sich selbst zu Subjekten machen.

Auch daraus ergibt sich noch einmal Begründungsbedarf für das Vorhaben, Foucaults Texte auf ihre Verwendbarkeit für eine Analyse laufender Subjektivierungsprozesse im Feld betriebsförmiger Arbeit zu prüfen. Denn vorab ist eines klar: Foucaults Blickwinkel umfaßt die Entwicklung der abendländischen Gesellschaften seit der Antike, und sein Interesse an Mechanismen der Subjektivierung konzentriert sich dabei auf den Zeitraum der sogenannten Moderne. Subjektivierung aus dieser Perspektive zu untersuchen kann also nicht heißen, nach einem Zeitpunkt zu suchen, ab dem vornehmlich *objektivierende* Kräfte der Vergesellschaftung, etwa ein Weberscher Typ der Rationalisierung, von primär subjektivierenden Kräften abgelöst werden. Diesen Blickwinkel nehmen wir in anderen Beiträgen dieses Bandes ein. Dort gebrauchen wir einen *anderen* Begriff von Subjektivierung, der sich thematisch und zeitlich auf einen engeren Rahmen bezieht, nämlich auf (Erwerbs)Arbeit sowie auf den Typus ihrer Nutzung und Rationalisierung, sagen wir, seit Beginn des 20. Jahrhunderts. Diesen engeren Ausschnitt mit Foucaults Begrifflichkeit zu untersuchen, kann daher nur bedeuten, nach qualitativen Veränderungen in den jeweils vorherrschenden *Techniken der Subjektivierung* zu suchen. Im Grunde müßten wir diese Frage noch vertiefen: Kann man überhaupt analytisches Potential ableiten aus den Arbeiten eines Autors, der gar nicht den Anspruch auf eine „wahre“ Theorie erhebt? Man kann, zumindest im Rahmen eines konstruktivistischen Diskurses, zu dessen Verbreitung Foucault mit seiner Methodik der Diskursanalyse beigetragen hat.

1.1 Sinnverhältnisse, Produktions- und Machtverhältnisse

Wie Foucault sein Interesse an der Analyse der Machtverhältnisse im oben angesprochenen Text begründet, erhellt seine Themenwahl, und seine Stellung zum damaligen marxistischen Diskurs mit dessen strukturalistisch-ökonomistischen Degenerationen. „Nun schien mir, daß wir mit der Geschichte und der Theorie der Ökonomie über angemessene Werkzeuge für die Analyse der Produktionsverhältnisse verfügen; ebenso liefern Linguistik und Semiotik Werkzeuge für die Untersuchung der Sinnverhältnisse. Für Machtverhältnisse aber gab es kein bestimmtes Werkzeug. Wir verfügten lediglich über Weisen, die Macht zu denken, die sich entweder auf juristische Modelle (wer legitimiert die Macht?) oder auf institutionelle Modelle (was ist Staat?) stützten“ (1987, S. 243).³ Foucault begründet hier also, warum er sich mit *anderen* Fragen als jenen der Produktionsverhältnisse befaßt, was noch einmal die Inanspruchnahme seiner „Analytik der Macht“ vor Begründungsprobleme stellt (dazu gleich). Er skizziert also drei Arten von *Kämpfen*, aus denen sich die oben genannten Objektivierungsverfahren rekonstruieren lassen:

- (1) „die gegen Formen der ethnischen, sozialen und religiösen *Herrschaft*;
- (2) die gegen Formen der *Ausbeutung*, die das Individuum von dem trennen, was es produziert“;

³ Was die zitierten Jahreszahlen der Veröffentlichungen von Foucault angeht, habe ich mich an die deutsche Erstveröffentlichung der benutzten Literatur gehalten, und im Literaturverzeichnis die tatsächlich benutzte Auflage angegeben. Damit müßte die Seitengleichheit der Zitate in den verschiedenen Auflagen gewährleistet sein, sowie eine Annäherung an die tatsächliche Chronologie seiner Veröffentlichungen. Eine Annäherung u.a. nur deshalb, weil natürlich die Schriften Foucaults nicht streng chronologisch ins Deutsche übersetzt wurden. Daher ist im Literaturverzeichnis zusätzlich noch das Jahr der frz. Erstveröffentlichung angegeben.

- (3) und schließlich, sein genuines Thema, die Kämpfe „gegen all das, was das Individuum an es selber fesselt und dadurch anderen unterwirft (Kämpfe gegen *Subjektivierung* ...)“ (ebd., Hervorh. MM).

Foucault konzentriert sich auf letztere, und wendet sich dagegen, sie nur als abgeleitete Phänomene ökonomischer Herrschaftsverhältnisse zu verstehen. „Es ist klar, daß man die Subjektivierungsmechanismen nicht studieren kann, ohne ihre Beziehungen zu den Ausbeutungs- und Herrschaftsverhältnissen zu berücksichtigen. Gleichwohl stellen sie nicht bloß den Endpunkt anderer ... Mechanismen dar, sondern unterhalten komplexe und zirkuläre Beziehungen zu den anderen Formen“ (ebd., S. 247).⁴

Ich muß hier nicht die vielfache und meines Erachtens meist berechtigte Kritik wiederholen, Foucault habe es bei solchen Feststellungen belassen und ansonsten weitgehend darauf verzichtet, die wechselseitigen Abhängigkeiten zwischen diesen Kämpfen herauszuarbeiten, oder wenigstens an sie zu erinnern. Als Übersichten dazu seien die Arbeiten von Dreyfus und Rabinow (1987), Patton (1994), Schäfer (1995) sowie Lemke (1997) und Detel (1998) empfohlen. Wenn wir uns heute mit seinen Arbeiten befassen, ist allerdings wichtig, sich die *Situation* Foucaults im damaligen sozialwissenschaftlichen Diskurs Frankreichs zu vergegenwärtigen. Als er seine wichtigsten Arbeiten schrieb, in den 70er Jahren, war der Diskurs über die Produktionsverhältnisse vorherrschend, und seine Position war die eines großen Außenseiters, eines intellektuellen Provokateurs. Was aber damals (und vielleicht bis in die 90er Jahre in der britischen LPD) heilsam war, ist es heute unkommentiert nicht mehr. Ohne die Verbindung zu den anderen beiden „Mechanismen“, die gewissermaßen allgemeiner Hintergrund der Debatte waren, erscheint seine Analytik der Machtverhältnisse heute tatsächlich einseitig und hängt ohne das Gewicht, dessen Gegengewicht sie sein sollte, falsch im thematischen Raum (vgl. Abschnitt 2).

Wenn ich nachfolgend von *Machtverhältnissen* spreche, dann folge ich dem von Foucault vorgegebenen Verständnis und versuche, dieses näher zu bestimmen im Hinblick auf die eingangs gestellten Zentralfragen: Worin besteht dessen Andersartigkeit? Und wie ist die behauptete Paradoxie zu verstehen, daß ausgerechnet die Anerkennung der Arbeitenden ein bislang undenkbares Nutzbarmachen ihrer Subjektivität für Zwecke der Arbeit (Subjektivierung) ermöglichen soll? In der Perspektive und Begrifflichkeit Foucaults müßten wir die zweite Frage eher so formulieren: *Welche Machtwirkungen haben Diskurse der Befreiung* und des Empowerment in der Sphäre der Arbeit? Foucault, der sich selten dezidiert mit dieser Sphäre befaßte, entfaltete seine Frageweise am Beispiel des Diskurses zur sexuellen Befreiung, der in den 60er und 70er Jahren dominierend wurde. In *Der Wille zum Wissen*, dem ersten Band der Trilogie Sexualität und Wahrheit, schreibt er: „Die Frage, die ich stellen möchte, lautet nicht, warum werden wir unterdrückt? sondern: weshalb sagen wir mit solcher Leidenschaft, mit solchem Groll gegen unsere jüngste Vergangenheit, gegen unsere Gegenwart und gegen uns selbst, daß wir unterdrückt werden?“ (1977, S. 18). Sein Interesse gilt also weniger dem Nachweis, daß die Repressionshypothese falsch sei. „Vielmehr interessiert uns, daß man davon spricht, wer davon spricht, interessieren uns die Orte und Gesichtspunkte, von denen aus man spricht, die Institutionen, die zum Sprechen anreizen ..., kurz, die globale ‚diskursive Tatsache‘, die ‚Diskursivierung‘ des Sexes. Daher wird es uns darauf ankommen zu wissen, in welchen Formen, durch welche Kanäle und entlang welcher Diskurse es die Macht schafft, bis in die winzigsten und individuellsten Verhaltensweisen vorzudringen ...“ (ebd., S. 21). Die Parallelen zum anti- und posttayloristischen Rationalisierungs- oder Befreiungsdiskurs sind mehr als offensichtlich.

⁴ Warum Foucault es freilich an anderer Stelle wiederum explizit ablehnt, in seinen Analysen zwischen Macht und Herrschaft zu unterscheiden, arbeitet Lemke (1997, S. 306 f.) heraus. Allerdings, nicht ohne dies später ebenfalls zurückzunehmen (ebd., S. 310).

In der Formulierung „wie es die Macht schafft ...“, wird zugleich die wohl wichtigste Eigentümlichkeit von Foucaults Machtkonzept deutlich: Es gibt kein identifizierbares *Subjekt*, das als Machthaber privilegiert Macht ausübt und Machttechniken anwendet. Hier, wie in zahllosen weiteren Formulierungen, erscheint „die Macht“, die „sich einnistet“ und „sich ausbreitet“ selbst als Agens, als Subjekt.⁵ Es ist dieser *reifizierende* Sprachgebrauch, der Foucaults Texten einen mitunter so mysteriösen Charakter verleiht. Seine Weigerung, ein kollektives, historisches Subjekt zu bestimmen, mag ebenfalls zusammenhängen mit seiner Opposition zum marxistischen Diskurs unter den kritischen Intellektuellen Frankreichs. Dies wird deutlich in einem seiner seltenen Wagnisse, seine zentralen Begriffe näher einzugrenzen: „Unter Macht scheint mir zunächst zu verstehen: die Vielfältigkeit von Kräfteverhältnissen, die ein Gebiet bevölkern und organisieren; das Spiel, das in unaufhörlichen Kämpfen und Auseinandersetzung diese Kräfteverhältnisse verwandelt ... Die Möglichkeitsbedingung der Macht ... liegt nicht in der ursprünglichen Existenz eines Mittelpunkts, nicht in der Sonne der Souveränität, ... sondern in dem bebenden Sockel der Kraftverhältnisse, die durch ihre Ungleichheit unablässig Machtzustände erzeugen, die immer lokal und instabil sind“ (1977, S. 113 f.). Ohne Strömungen zu benennen, läßt Foucault mit den folgenden Äußerungen keinen Zweifel aufkommen, wogegen er sich mit seinem Machtverständnis wendet: „Die Machtverhältnisse verhalten sich zu anderen Typen von Verhältnissen (ökonomischen Prozessen, Erkenntnisrelationen, sexuellen Beziehungen) nicht als etwas Äußeres, sondern sie sind ihnen immanent.“ Und weiter, in einer oft zitierten Formulierung: „Die Macht kommt von unten, d.h. sie beruht nicht auf der Matrix einer globalen Zweiteilung, die Beherrscher und Beherrschte einander entgegengesetzt ... Man muß vielmehr davon ausgehen, daß die vielfältigen Kräfteverhältnisse, die sich in den Produktionsapparaten, in den Familien, in den einzelnen Gruppen ausbilden und auswirken, als Basis für weitreichende und den gesamten Gesellschaftskörper durchlaufende Spaltungen dienen“ (ebd., S. 114 f.).

Das macht Foucault schon einmal anschlussfähig für alle Analysen solcher Machtverhältnisse in kapitalistischen Betrieben, die nicht (allein) als durch Eigentumsverhältnisse bestimmt angesehen werden können, z.B. professionskulturelle, ethnische oder Geschlechterverhältnisse; ebenso für Analysen von Herrschaftsverhältnissen in nicht privat verfaßten Organisationen, z.B. Behörden oder öffentlichen Krankenhäusern. Aber wer *hat* die Macht, wer übt sie aus? Foucaults *Mikrophysik der Macht* setzt voraus, daß „Macht nicht als Eigentum, sondern als Strategie aufgefaßt wird, daß ihre Herrschaftswirkungen nicht einer ‚Aneignung‘ zugeschrieben werden, sondern Dispositionen, Manövern, Techniken, Funktionsweisen“. Ein „Modell der immerwährenden Schlacht“ (1976, S. 38). Das als „*handlungstheoretische*“ Position zu verstehen, wie z.B. Honneth (1989, S. 174), erscheint verwegen, um nicht zu sagen: abwegig. Denn man achte nochmals auf die Worte: Dispositionen, Funktionsweisen, Techniken, die Foucault ja gerade in ihrer von Subjekten abgelösten Existenz untersuchen will. Zwar bezeichnet er Machtbeziehungen als „gleichzeitig intentional und nicht-subjektiv“ (1977, S. 116), räumt aber der Analyse der nicht-intentionalen eindeutigen Vorrang ein (vgl. hierzu Abschnitt 1.4).⁶ Ihm dies vorzuwerfen, wie einige Kritiker das tun (z.B. Thompson, Ackroyd 1995), ist zwar legitim, aber auch ebenso begrenzt sinnvoll wie etwa Marx vorzuwerfen, er habe statt der Geschlechterverhältnisse die Produktionsverhältnisse untersucht. Foucault will also den Blick auf Machtwirkungen von Regelsystemen jenseits des industriellen Herr-

⁵ So fiel denn auch Tim Newton (1998, S. 428) bei der Durchsicht mehrerer entsprechender organisationssoziologischer Studien umgekehrt auf, „the language adopted by Foucauldians often encourages an image of passivity.“

⁶ An anderer Stelle definiert Foucault (1987, 259) „Machtstrategie“ als „Gesamtheit der Mittel ..., die aufgebieten werden, um ein Machtdispositiv funktionieren zu lassen.“ Also: die *Mittel*, nicht die Art und Weise ihres Aufbietens. Charles Taylor (1992, 213) schlägt vor, Foucaults Begriff der Strategie zu übersetzen als „Strategie ohne Plan“, und demnach wohl auch ohne Subjekt.

schaftsverhältnisses lenken, die den alltäglichen Handlungen, Praktiken und Diskursen inne- wohnen und die niemand rational entworfen hat. Mit anderen Worten: seine *Mikrophysik* der Macht eignet sich *nicht* als Fundierung für einen *mikropolitischen Ansatz*. Allenfalls liefert sie Ankerpunkte für eine Kritik an dessen Neigung, Praxis in Interaktion aufzulösen.

Ferner weist Foucault – das kann man nicht deutlich genug sagen – wiederholt den Anspruch von sich, eine Theorie der Macht zu formulieren. Ihm geht es „weniger um eine ‚Theorie‘ als um eine ‚Analytik‘ der Macht“ (1977, S. 102).⁷ Aber was heißt das? Auch Dreyfus und Rabinow (1987, S. 216 f.) verdunkeln mehr als zu erhellen, indem sie schreiben: „Macht ist keine Ware, keine Position, kein Preis, keine Intrige; ... Wenn Macht kein Ding ist oder die Kontrolle über eine Reihe von Institutionen oder der heimliche Sinn der Geschichte, dann besteht die Aufgabe des Analytikers darin, ihre Arbeitsweise auszumachen“. Also: Wir wissen zwar nicht, was es ist, können aber doch sagen, daß das, *was* wir untersuchen, die Wirkungsweisen dieser Unbekannten sein müssen. Natürlich ist das, gelinde gesagt, theoretisch unbefriedigend. Ebenso, wenn Foucault postuliert, „Wo es Macht gibt, gibt es Widerstand“, und diesen Widerstand nicht als etwas Entgegengesetztes, sondern Immanentes betrachtet, was „niemals außerhalb der Macht“ liegt (1977, S. 116). Das Problem liegt in einer mangelnden Bestimmung, weniger im oft kritisierten Mangel an einer Anwendung dieser Einsicht in seinen materialen historischen Analysen (vgl. dazu bes. Honneth 1989, S. 198 ff.). Ein weiteres Problem wird von manchen Kritikern Foucaults als Aporie betrachtet: Wenn alles Macht ist, und jede Aktivität verstrickt in Macht, wie kann dann dieses Machtkonzept empirisch fruchtbar werden? Welchen kritischen Gehalt kann es haben? Wie können Unterscheidungen getroffen werden, z.B. zwischen legitimer/illegitimer oder produktiver/destruktiver Macht? Dagegen argumentieren etwa Schäfer (1995) und Lemke (1997) zu Recht, diese Einwände beruhen auf einem Machtverständnis, das Foucault gerade überwinden will (Macht als Repression, als Herrschaft durch Gewalt oder Ideologie). Wiederum problematischer erscheint mir, daß es Foucault – wie viele seiner Interpreten – letztlich vermeidet, Macht anders als *ex negativo* zu definieren; und daß seine Sorge um eine mögliche *Reifikation* des Machtbegriffs, auf der seine Vermeidungsstrategie wohl beruht, sie paradoxerweise geradewegs herbeiführt. Denn eben dies bleibt unklar: Haben wir es nun mit einem *Verhältnisbegriff* zu tun, oder nicht? Existiert Macht als Produkt von Kämpfen doch nur *als* Verhältnis zwischen Akteuren (Individuen, Kollektiven)? Oder *ist* sie etwas Strukturelles, dessen Erscheinungsformen in unterschiedlichen Verhältnissen beobachtet werden können?⁸

Falls es kein tertium geben sollte, sprechen die Formulierungen Foucaults, das Reden von „der Macht“ als einer anonymen, in den Praktiken verborgenen Dimension, eher für die zweite Lesart, was auch seine Tautologie vom „strikt relationalen Charakter der Machtverhältnisse“ (1977, S. 117; vgl. auch 1987, S. 253 f.) belegt. Macht ist danach also selbst kein Verhältnis, wirkt oder residiert aber in diesen Verhältnissen. Wie kann man sich das vorstellen? Meines Erachtens besteht der Kern von Foucaults Idee darin, Macht in den verselbständigten *Technologien* zu lokalisieren, die die Menschen auf sich selbst und auf andere anwenden, ohne sich dessen notwendig bewußt zu sein. Das ist gewissermaßen die genuine *Entfremdungs-*

⁷ Was ihn allerdings nicht daran hindert, einige Seiten später auf einer „anderen Theorie der Macht“ zu beharren (ebd., S. 112).

⁸ Auch Honneth (1989) hat Mühe, in seiner Reformulierung der Foucaultschen Position ihre mysteriöse Unbestimmtheit aufzulösen: „Macht ist nicht als das fixierbare Vermögen ... eines individuellen Subjekts oder einer sozialen Gruppierung zu denken, sondern als das prinzipiell labile ... Produkt der strategischen Auseinandersetzung zwischen Subjekten“ (ebd., S. 173 f.). Macht, so schreibt er weiter, „findet daher nicht in Form einer einseitigen Aneignung ... statt, sondern in Gestalt eines andauernden Kampfes sozialer Akteure“. Weder, daß sie ein „Produkt“ sei, noch „in Gestalt“ von Kämpfen stattfinde, klärt uns über ihr Wesen auf. Sehr erhellend finde ich hingegen, wie Honneth den „unterderhand“ vollzogenen Übergang Foucaults von einer irgendwie ‚handlungstheoretischen‘ Betrachtung der Macht (Kämpfe) zu einer Institutionenanalyse rekonstruiert (v.a. S. 180 ff.).

konzeption des Michel Foucault. Sein Beispiel des Bürgertums im 19. Jh., das zwar Klassenherrschaft ausübte, sich aber zugleich durch strenge Kontrolle der Lebensführung ihrer Mitglieder selbst formierte und kolonisierte, verdeutlicht beide Sichtweisen: Sein ubiquitäres, nicht-dichotomes, nicht an Klassen und eigentumsbegründeten Herrschaftsverhältnissen orientiertes Machtverständnis. Und die Unterwerfung *aller* Subjekte unter disziplinarische Regeln bzw. Technologien, die sich gegenüber allen strategischen Intentionen verselbständigt haben. Natürlich könnte man hier wieder den Bogen schlagen zur Kapitalismuskritik, die ja anprangert, daß sich die Kapitalverwertung gegenüber dem Sinn des Wirtschaftens verselbständigt, also Mittel und Zweck verkehrt habe: Das Leben steht im Dienst der Arbeit, der Mensch im Dienst der Wirtschaft, und die Wirtschaft im Dienst des Geldes bzw. des Finanzkapitals. Aber gerade dahin wollte Foucault nicht. Das Geschäft erledigten andere. Er wollte hin zur Vielfältigkeit lokaler Machtpraktiken.⁹ Sehen wir uns also ‚seine‘ Technologien der Macht daraufhin an, ob sie uns für die Analyse moderner Managementstrategien, oder subjektloser formuliert, die Analyse „zwangloser“ Arbeitsverhältnisse von Nutzen sein könnten.

1.2 Techniken der Individualisierung, der Subjektivierung und des Selbst

„Das Wort Subjekt hat einen zweifachen Sinn: Vermittels Kontrolle und Abhängigkeit jemand unterworfen sein, und durch Bewußtsein und Selbsterkenntnis seiner eigenen Identität verhaftet sein“ (Foucault 1987, S. 246 f.). Was Foucault in der ersten Hälfte seiner Bestimmung ausdrückt, ist gewissermaßen die negative Formulierung dessen, was der kulturhistorische Ansatz positiv als die *Gesellschaftlichkeit* der Subjektivität bezeichnet: Ihre *wesentliche* Bedingtheit und Einbettung in die jeweiligen sozialhistorischen und kulturellen Verhältnisse, und damit natürlich auch ihre „Abhängigkeit“ von diesen (vgl. 1.4). Der zweite Halbsatz markiert ein spezifisches Interesse Foucaults, das er z.B. mit den symbolischen Interaktionisten teilt, aber ebenfalls invers formuliert: *Identität* wird hier zu einer besonderen Form des Unterworfenenseins, nämlich der gegenüber den internalisierten Disziplinierungen, gegenüber *sich selbst*. Diese Sicht ergibt sich notwendig aus dem ersten genannten Sinn. Und demgemäß versteht Foucault als „Subjektivierung der Menschen ... ihre Konstituierung als Untertanen/Subjekte“ (1977, S. 78). So geht es ihm keineswegs darum, Identität als Basis des Handelns und existenzieller Sicherheit gegen Beschädigungen zu verteidigen, sie herzustellen oder überhaupt erst freizulegen, wie etwa im symbolischen Interaktionismus. Seine Folgerung lautet vielmehr, daß „das Ziel heute weniger darin besteht, zu entdecken, als vielmehr abzuweisen, was wir sind. Wir müssen uns das, was wir sein könnten, ausdenken und aufbauen“ (1987, S. 250). Ich betone das hier besonders, weil die Frage der Identität von einigen Foucault-Anhängern in der Labour Process Debate in der Mittelpunkt gestellt wird, und zwar auf meines Erachtens verkehrte, „traditionelle“ Weise (vgl. Abschnitt 2).

Die historische Dimension der Disziplinierung und Subjektivierung, welche Foucault in ähnlicher Weise wie Norbert Elias in seiner soziologischen Langzeitpsychologie aufspannt,¹⁰ läßt sich besonders an einem seiner Schlüsselwerke demonstrieren, *Überwachen und Strafen* (1976). Dies nicht zuletzt deshalb, weil er in diesem Werk seine Analysen ausführlich auf historisches Quellenmaterial stützt und empirisch konkret wird. Sein Ziel darin ist es, die „Metamorphose der Strafmethoden von einer politischen Technologie des Körpers her zu untersuchen, aus der sich vielleicht eine gemeinsame Geschichte der Machtverhältnisse und Er-

⁹ Daß das Bürgertum selbst diesen Verhältnissen unterworfen ist, ändert natürlich nichts daran, daß es darin Herrschaft ausüben und davon profitieren kann. Foucault hat das wohl nicht übersehen, aber, wie oben bereits angemerkt, eben auch nicht in eine Analyse interdependenter Praktiken von Macht und Herrschaft umgemünzt.

¹⁰ Mit dem Unterschied, daß Foucault sich nicht auf die psychophysische, sondern die „Zivilisierung“ des Körpers konzentriert (vgl. Honneth 1989, S. 187f.).

kenntnisbeziehungen ablesen läßt“ (1976, S. 229). In der folgenden Übersicht (*Bild 1*) bringe ich Foucaults Geschichte der Disziplinierung, die er in diesem Band erzählt, so auf den Begriff, daß sich daran später die Parallelen zum Arbeitsdiskurs aufzeigen lassen.

Wird nach Foucaults Darstellung Bestrafung im Rahmen absolutistischer Herrschaft noch als „souveräne Marter“ vollzogen und „in den Körper eingeschrieben“, indem man diesen verletzt, „zerstückelt“ und „zermalmt“, so abstraktifizieren sich später die Disziplinierungstechniken und richten sich zunehmend auf das Subjekt als Instanz der Selbststeuerung. „Die traditionelle Macht ist diejenige, die sich sehen läßt, die sich zeigt ... und die Quelle ihrer Kraft gerade in der Bewegung ihrer Äußerung findet“, so Foucault (1976, S. 241). „Ganz anders die Disziplinarmacht: sie setzt sich durch, indem sie sich unsichtbar macht, während sie den von ihr Unterworfenen die Sichtbarkeit aufzwingt“. Den Beginn dieser gewissermaßen *produktivistischen* Wende lokalisiert Foucault bereits im 17. Jahrhundert, wenn er Wallhausens Lehre der Zuchtgewalt bzw. der „guten Abrichtung“ beschreibt. „Sie legt die Kräfte nicht in Ketten, um sie einzuschränken; sie sucht sie allesamt so zu verbinden, daß sie vervielfältigt und nutzbar gemacht werden“ (ebd., S. 220). Zugleich soll die „Ausübung der Macht ... möglichst wenig Kosten verursachen“ (S. 280). „Es gilt also gleichzeitig die Fügsamkeit und die Nützlichkeit aller Elemente des Systems zu steigern“ (ebd., notabene). Mit der Disziplinarmacht werden also Machtmechanismen etabliert, „die nicht durch Abschöpfung, sondern im Gegenteil durch Wertschöpfung“ (S. 281) gekennzeichnet sind. Mittel der Durchsetzung der Disziplin ist (zu dieser Zeit) „die Einrichtung des zwingenden Blicks“ (S. 221), was hier noch ganz unmittelbar und nicht im abstraktifizierenden Sinn gemeint ist: die Realisierung direkter Beobachtungsmöglichkeiten der Menschen, von „Observatorien“ wie dem Bentham'schen Panopticon.

| | <i>Souveräne Marter</i> | <i>Humanistische Reform</i> | <i>Normalisierende Einsperrung</i> |
|-----------------|-------------------------|-----------------------------|------------------------------------|
| <i>Ziel</i> | Rache | Bestrafung | Disziplin, Besserung |
| <i>Medium</i> | Körper | Geist | Verhalten |
| <i>Modus</i> | willkürlich | standardisiert | individualisiert |
| <i>Maß</i> | maßlos | maßvoll | total, effizient |
| <i>Funktion</i> | destruktiv | affirmativ? integrativ? | produktiv |

Bild 1: Foucaults Entwicklungsgeschichte der Bestrafungstechnologien

Die zeitliche Typologie der Bestrafung, die Foucault hier entwirft, beruht auf Vorrangigkeit, nicht Ausschließlichkeit. Alle Gesellschaften setzen soziale Kontrolle über den Körper durch, nur eben in unterschiedlicher Weise und mit verschiedener Priorität. Wir gewärtigen heute z.B. eine Gleichzeitigkeit der drei Bestrafungsmodi, nicht nur weltweit, sondern teils auch innerhalb der „zivilisierten“ Länder.¹¹ Den „Fortschritt“, den diese Abfolge impliziert, versteht Foucault *nicht als Humanisierung*, sondern als „Optimierung der Strafleistung“ (Tauerck 1997, S. 98), bzw. als ein „expandierendes System der Kontrolle“ (Taylor 1992, S. 204). Seine entscheidende These ist, daß sich mit der Ablösung des Feudalsystems durch den Industriekapitalismus auch eine neue Machtform durchsetzt, eben die Disziplinarmacht, womit sich die „politische Achse“ der Individualisierung umkehrt. Ist sie im Feudalsystem noch „aufsteigend“ und erreicht beim Fürsten als Souverän ihr Maximum, so wird sie im Diszipli-

¹¹ Das zeigt z.B. die Stärke entsprechender Fraktionen innerhalb der Republikanischen Partei der heutigen USA, deren Vorstellungen von Bestrafungsrecht und Disziplinierungspolitik in mehr als einem Punkt eher dem mittelalterlichen Konzept der souveränen Marter entsprechen.

narregime der Moderne „absteigend“: „Je anonym und funktioneller die Macht wird, um so mehr werden die der Macht Unterworfenen individualisiert: ... durch Beobachtungen; ... vergleichende Messungen, durch Abstände“ (1976, S. 248; vgl. auch S. 281 f.). Und so hält es Foucault für das Charakteristikum der westlichen Moderne „daß es niemals in der Geschichte der menschlichen Gesellschaften, ... eine so verwickelte Kombination von Individualisierungstechniken und Totalisierungsverfahren innerhalb ein und derselben politischen Struktur gegeben hat“ (ebd.). Freilich leitet Foucault dieses Instrumentarium nicht aus seiner Funktionalität für die Kapitalverwertung her, eher umgekehrt: der Kapitalismus habe sich allenfalls die Praktiken der Moderne angeeignet (vgl. Clegg 1994, S. 279).

Was läßt sich nun hiervon auf „postmoderne“ Organisationen übertragen? Parallelen, in Begriffen von Spalte 3 des obigen Schemas, lassen sich ziehen zum *Produktivismus*. In der Perspektive Foucaults konvergieren die verschiedenen gesellschaftlichen Entwicklungen darin, daß sie „das Individuum nützlich machen“ und die Kosten dafür beständig senken. Mit dem Siegeszug des Kapitalismus wird dieser Utilitarismus durch ersteren angeeignet, verstärkt, *totalisiert*. Die Logik bzw. die Praktiken der Subjektivierung von Arbeit wiederum repräsentieren dann einen weiteren Schritt in der Koevolution von Praktiken der Produktion und der Ausbeutung subjektiver Potentiale (oder eben: nützlicher Individuen) innerhalb der kapitalistischen Moderne. Ein Prozeß, dessen Ende (derzeit) nicht abzusehen ist. Schließlich werden offenbar auch immer neue Möglichkeiten der *Individualisierung* entdeckt, auf die sich Utilitarismus und Kapitalismus stets stützten. Ferner darf man annehmen, daß in den neuen Machtverhältnissen nicht nur die disziplinierende Macht unsichtbar wird, sondern auch ihre Objekte, die Individuen. Sie müssen nicht mehr direkt beobachtet werden, weil der Grad ihrer Selbststeuerung zugenommen hat, und weil indirektere Indikatoren ihres Verhaltens gefunden wurden. Diese abstrakteren Indikatoren steigern die Effizienz indirekter Verhaltenssteuerung enorm (höchst aggregiert z.B. als Gewinne von Profit Centers). Insofern können als *Techniken der Individualisierung* beispielsweise die folgenden interpretiert werden:

- Praktiken der Personalauswahl und Prüfung
- die als „personenzentriert“ gerühmten Assessment Centers
- die Karrieresysteme
- die Institution der Mitarbeitergespräche als moderner Beichtstuhl
- das Instrument der Zielvereinbarungen und die individualisierte Gratifizierung.

Sie implizieren, in Foucaultscher Optik, eine Weiterentwicklung in Richtung „totaler“ Verhaltenssteuerung und Ressourcenmobilisierung durch *Selbstdisziplinierung*, deren Maßstab wiederum die *Effizienz der Disziplinierungsleistung* abgibt (der Selbst-Überwachung, sowie der Belohnungs- und Bestrafungsregulierung; ein konkretes Beispiel hierzu findet sich in Abschnitt 3). In dieser Optik erscheint Individualisierung folglich nicht als Befreiung und Anerkennung des Subjekts, sondern als dessen Vereinzelung. Seine Freisetzung wird wiederum zur Voraussetzung für den Zugriff effektiver Disziplinierungstechnologien. Das ist der Kern von Foucaults Subjektivierungsthese. Dagegen erscheinen nun die Prinzipien des Taylorismus – Machttechniken der Standardisierung und Objektivierung – *in Umkehrung der traditionellen Perspektive* als Bedingung organisierter Gegenmacht. Denn sie schaffen die Grundlage ‚standardisierter‘ Betroffenheit. Hätte sich Foucault zu den Produktionsverhältnissen geäußert, hätte er vielleicht den Taylorismus als Machtbasis der Arbeiter für die Abschottung gegenüber einem totalisierenden Zugriff auf die Subjektivität beschrieben.¹²

Natürlich können wir zugleich auch eine *modernisierte Optik* der Macht beobachten: moderne Panoptik, architektonisch z.B. als moderne Großraumbüros, medientechnisch in Form der

¹² Ich schreibe hier bewußt „Parallelen ziehen“. Man muß mit einer direkten Übertragung der von Foucault auf erkenntnisgeschichtlicher Ebene formulierten Deutungen auf die organisationstheoretische Ebene vorsichtiger sein, als ich das hier zur Veranschaulichung getan habe (vgl. 2).

versteckten Kameras, informationstechnisch in Gestalt der Computernetzwerke, die man im soziologischen Diskurs der 80er Jahre für die zeitgemäße Implementation des ‚zwingenden Blicks‘ hielt (vgl. Abschnitt 2). Diese Einrichtungen müssen nicht einmal selbst überwacht werden, weil bereits allein das Wissen um ihre Existenz disziplinierende Wirkungen hat. Die Beobachtung wird virtuell, was erneut Kosten spart. Ferner zählen hierzu vereinheitlichte Identitätsnummern im öffentlichen Verwaltungs- und Gesundheitssystem; ferner die einfache elektronische Dokumentierbarkeit individuellen Verhaltens durch Zugangssysteme; Kreditkarten- und Internetbenutzung; oder die explosiv vermehrten Möglichkeiten, Individuen computergestützt in Kategorien einzuteilen (z.B. Lyon 2000).

Statt also - in grenzenlosem Vertrauen auf die Wirksamkeit internalisierter Disziplinen - auf die Analyse von Beobachtungsverhältnissen und der in ihnen wirksamen technischen Optiken zu verzichten, statt uns auf Verhältnisse zu konzentrieren, in denen es anstelle direkter nur noch distanziert-abstrakte Überwachung gibt (z.B. Ergebniskontrolle), sollten wir besser auf mögliche *Wechselwirkungen zwischen den beiden Subjektivierungsformen* achten. Die theoretisch schwierigere Aufgabe besteht allerdings darin, die abstrakten und virtualisierten Subjektivierungstechniken auszumachen, die viel tiefer als die alten in die Regulierung des individuellen Handelns und Verhaltens hineindiffundieren, und die vom Schein der Zwanglosigkeit verdeckt werden.

Mit dieser Folgerung kann der Abschnitt aber noch nicht enden, denn seine Überschrift kündigt noch eine Einlassung zu den *Techniken des Selbst* an. Interessierte sich Foucault in ‚Überwachen und Strafen‘ noch ausschließlich für die Techniken, mit denen das Subjekt *produziert wird*, kommt v.a. im zweiten und dritten Band von ‚Sexualität und Wahrheit‘ die Frage hinzu, mit welchen Techniken es *sich selbst produziert*. Foucault führte damit, selbstkritisch gegenüber seinen früheren Studien, das Subjekt wieder ein (vgl. Lemke 1997, S. 260 f.). Am Beispiel der Lebensführung in Gesellschaften der Antike untersucht er, hier nun wirklich wie Elias in seinen Studien zur Zivilisierung, wie die Individuen auf sich selbst einwirken, welche Techniken und Kriterien der *Selbstbeherrschung* sie als *Ethik* entfalten: als Ausbildung von Regelmäßigkeiten und Mäßigung, z.B. in der Pflege des eigenen Körpers, dem Verhalten in Haushalt und Erotik. Dabei mußte Foucault seine Ausgangshypothese, die Techniken der Selbstanalyse und -kontrolle seien christliche Erfindung gewesen, revidieren (Dreyfus, Rabinow 1987, S. 296). Die Neuerung in den Selbsttechniken besteht vielmehr in der „Verschiebung des Akzents von der Ethik als Lebenskunst zu einem moralischen Code“ so Lemke (1997, S. 290), in der „Erfindung einer Moral als Ethik, eines freiwilligen Gehorsams“. Was Foucault hier interessiert, ist die Frage, warum die Menschen die ihnen vorgegebenen Verhaltenscodices freiwillig akzeptieren. Gleichwohl steht dieses Interesse bei ihm nicht im Vordergrund, wie etwa in der Herrschaftssoziologie. „Das zentrale Problem der Macht“, so Foucault 1987 (S. 256), „ist nicht das der ‚freiwilligen Knechtschaft‘.“

1.3 Widerstand

Die komplementäre Frage ist: Gibt es dann innerhalb der sich selbst reproduzierenden Fremd- und Selbstbeherrschung überhaupt eine *Freiheit* für das Subjekt, eine Möglichkeit für seinen *Widerstand*? Mit einer an Giddens erinnernden Formulierung stellt Foucault klar, daß es „Machtbeziehungen nur in dem Maße geben kann, wie die Subjekte frei sind. Wenn einer von beiden vollständig der Verfügung des anderen unterliegt und dessen Sache geworden ist, ... gibt es keine Machtbeziehung“ (1985, S. 19). Und ferner: „Wo es Macht gibt, gibt es Widerstand“ (1977, S. 116; vgl. auch 1987, S. 255). Andererseits weist er die Idee der ‚Befreiung‘ zurück, also die Vorstellung, es könne machtfreie Verhältnisse geben, und erklärt, ‚die Macht‘ könne sich um so feiner verteilen und verzweigt ausbreiten, je weniger sie auf die Ausübung

von Gewalt setzt. Urs Marti hat das zur ironischen Bemerkung veranlaßt, Foucault habe damit „Macht zur bestverteilten Sache der Welt erklärt“ (1988, S. 107).

Also: aus dem „produktiven“ Charakter der Macht folgt, daß sie, wenn sie effektiver wird, auch *effektivere Subjekte* produziert. Und was tun die Subjekte mit ihrem Potential? In ‚Der Wille zum Wissen‘ (1977) spricht Foucault von „einzelnen Widerständen“, von „spontanen, wilden, einsamen, abgestimmten, kriecherischen, gewalttätigen“, die er der Idee der Klassenkämpfe oder anderer, kollektiv organisierter Widerstände entgegensetzt. Doch er beschreibt *keine* Gegenstrategien, keine Koevolution von Macht und Gegenmacht. Er macht z.B. keinen Versuch, die Potentiale eines *reflexiven Subjekts* auszuloten, das die Geständnisprozedur durchschaut und sein „Geständnis“ strategisch im Sinne eigener Zielverfolgung formuliert. Er entwirft kein Subjekt, welches das Falsche, bewußt Unwahre und Erfundene „beichtet“ und damit den Experten an der Nase herumführt. Er liefert uns also letztlich *keine* Basis, um Auftreten, Formen und Einfluß von Widerstand analysieren zu können. Und warum nicht? Offenkundig deshalb, weil Macht und Widerstand für ihn eins sind: ein umfassender Monismus, keine polare Dimension. So kommen denn selbst Foucault-Befürworter zum Schluß: „Indem er statt der Autonomie des Subjekts dessen Heteronomie akzentuiert, betont er nur den einen Pol ... Er wechselt nur die Seite, nicht das Feld“ (Lemke 1997, S. 116).

Angedeutet, aber wohl bewußt nicht ausgeführt hat Foucault eine Alternativvorstellung auf der Ebene des Selbst, für die Thomas Schäfer (1995, S. 53 ff.) den Begriff „*anarchischer Subjektivität*“ vorschlug: Ein umfassender Skeptizismus, der das Selbst einschließt. Dessen Anarchie bzw. Gesetzlosigkeit besteht darin, „sich kritisch gegen jede Form des Daseins zu verhalten, sich keiner Lebens- oder Sprechweise verpflichtet zu wissen, kurz: der Welt nicht verfallen zu wollen“ (ebd., S. 54). Sie besteht auch darin, sich jederzeit von früheren Überzeugungen, einem früheren Selbst, einer *Identität* lösen zu können. Diese Vision würde korrespondieren mit dem provozierenden Zitat Paul Feyerabends, das diesen Beitrag einleitet. Feyerabend kehrt darin gewissermaßen Elias‘ Wertung des Zivilisierungsprozesses um, oder lehnt zumindest seine Konsequenzen ab. Er zieht das innere Freisein, die Befreiung von der Selbstzwangapparatur vor. Über den Preis, nämlich die Externalisierung von Zwängen, ist er sich freilich im Klaren.¹³ Wo der wissenschaftstheoretische Anarchist Feyerabend für die Institution der Polizei plädiert, enthält Foucaults „anarchische Subjektivität“ die Aufforderung zur *Reflexivität*, zur Einsicht in die Situiertheit des eigenen Denkens und Handelns (und des Selbst). Aber: kann man darin etwa aus gesellschafts- oder arbeitspolitischer Sicht, etwas anderes als eine individualistische Konsequenz herauslesen, die keine überindividuellen Ordnungen akzeptiert?¹⁴

Offenbar schon. Nur könnten die Folgerungen, die daraus für die Analyse gesellschaftlicher (und organisationaler) Herrschaft gezogen werden, unterschiedlicher kaum sein. So meint etwa Lemke, Foucaults neuer Blick auf die Selbstkonstitution der Subjekte im Spätwerk habe ihm erst ermöglicht, die fremdkonstituierenden Mächte als institutionalisierte Herrschaft zu verstehen, also Macht und Herrschaft *nun doch* zu unterscheiden. „Die Lockerung des Bandes

¹³ Allerdings nehme ich an, daß Feyerabend es vorzog, Feierabendspaziergänge im Park ohne Polizeischutz zu genießen und mit Personen zu kommunizieren, deren ethische Standards es ihnen verbieten, potentiell alle nichtsanktionierten Handlungen an fremden Personen vorzunehmen. Charles Taylor (1992, S. 207) weist mit Recht darauf hin, daß Selbst-Disziplin in der bürgerlich-humanistischen Tradition der politischen Theorie als Voraussetzung freier Partizipation an den politischen Institutionen angesehen wird. Foucault und Feyerabend erinnern uns letztlich nur an die damit verbundenen Selbstbegrenzungen.

¹⁴ Ich expliziere diese selektive Sicht deshalb, weil ich die Fragestellung nach dem „guten Leben“ bzw. der „ästhetischen Lebensführung“ nicht abwerten will. Im Übrigen scheint mir, speziell ausgehend von Foucaults ‚Sorge um sich‘ (1986b), seine Vorstellung von *Ethik* als Selbstsetzung der Regeln auf eine Bedeutung hinauszulaufen, die dem traditionelle Begriff von *Autonomie* als ‚Selbstgesetzgebung‘ wieder sehr nahe kommt.

zwischen Selbst- und Herrschaftstechnologien zielt also nicht auf die Aufgabe der Untersuchung ihrer Relationen, sondern eröffnet im Gegenzug erst die Möglichkeit ihrer Analyse“ (Lemke 1997, S. 263). Gerade so verhielt es sich ja auch mit der Labor Process Debate, die ihre empirische und diskursive Blüte erlebte, als sich mit der Entdeckung „subpolitischer“ Gegenmacht- und Einverständnis-potentiale der Arbeitenden ein Raum für die Analyse von Machtspielen auftat. Honneth (1989, S. 194) hingegen sieht gerade hier den entscheidenden blinden Fleck in Foucaults Optik. Weil er hoffe „allein aus der Vorstellung einer Omnipräsenz strategischer Auseinandersetzungen einen Begriff sozialer Machtverhältnisse gewinnen zu können, ... muß er sich auf gesellschaftstheoretischer Ebene doch wieder genötigt sehen, die Ordnung der Gesellschaft aus einer Wirkung der in institutionellen Apparaten geronnenen Zwangsausübung herzuleiten“ (ähnlich: Dreyfus, Rabinow 1987, S. 296). Wenn man Foucault dem ‚Poststrukturalismus‘ zuordnen will, muß man demnach das ‚post‘ ganz klein schreiben.

Ob uns Foucault nun die *Möglichkeit* einer Analyse von Selbst- und Fremdherrschaft ermöglicht hat oder nicht, eines steht fest: Er hat uns nichts Praktisch-Operationales hinterlassen, dessen Verwendbarkeit wir z.B. in der organisationalen Analyse „zwangloser Verhältnisse“ einfach nur zu überprüfen hätten.

1.4 Macht/Wissen: Objektivierende und subjektivierende Humanwissenschaften

Ein zentrales Erkenntnisinteresse – und letztlich den Grundgedanken der Diskursanalyse – formuliert Foucault in *Dits et Ecrits*, nämlich die Frage, „wie Menschen sich und andere über die Produktion von Wahrheit regieren“ (zit. n. Lemke 1997, S. 32). Seine historische These lautet, so Lemke: „ein wesentliches Charakteristikum der westlichen Macht besteht darin, daß sie Individuen mit Hilfe der Übereinstimmung mit einer Wahrheit ‚führt‘, die sie selbst produziert“ (ebd., S. 32). Die Produktion dieser Wahrheit, und die der Machetechniken, sind aufs engste verbunden mit der Entwicklung der Humanwissenschaften. Foucault bringt das mit seinem Begriffsgespann *Macht/Wissen* zum Ausdruck (1976, S. 39f; zu dessen drei historischen Formen Messung, Ermittlung und Prüfung vgl. S. 238 ff.). Generell richtet er es *gegen die humanistische Idee der Aufklärung* von der Befreiung aus der Unmündigkeit durch Wissen, wie bei Kant formuliert. Darin liegt auch seine Nachbarschaft zur kritischen Theorie der Frankfurter Schule. Zudem aber bringt er sein Begriffsgespann in Stellung gegenüber dem Ideologiebegriff bzw. ideologiekritischen Positionen, die die Frage, warum die Menschen bestehende Machtverhältnisse akzeptieren, entweder mit Repression erklären, oder mit Verweis auf „falsches Bewußtsein“ bzw. den Glauben an „unwahre Theorie“. Foucault, für den jedes Wissen in Machtpraktiken verstrickt ist, weshalb keines ‚Wahrheit‘ beanspruchen kann, stellt diesen Erklärungen seine Konzeption eines historisch kontingenten Subjekts entgegen, das nicht gegen die Verhältnisse sein kann, die es selbst *verkörpert*.

Welche körperlichen Machtwirkungen und „Gewaltinstinkte“ im Wissen enthalten sein können, illustriert Foucault (1974, S. 108) am Beispiel menschlicher Opferpraktiken in den Religionen. Vermutlich könnte man hierzu auch das ‚Wissen‘ zählen, das sich während der Jahrhunderte über den angeblichen Charakter der Juden angesammelt hatte. Diesen Wissensbegriff verwendet Foucault in einer radikal entsubjektivierten Weise: Er bezieht sich nicht auf die Unterscheidung von implizitem und explizitem, also subjektiviertem (verinnerlichtem) und objektiviertem Wissen. Vielmehr residieren es, ob kogniziert oder nicht, in überindividuellen, sozialen Praktiken. Das ähnelt sehr dem Paradigmenbegriff Kuhns (vgl. dazu auch Dreyfus, Rabinow 1987, S. 84 ff.). Ebenso handelt sich bei *Diskursen* um übersubjektive Wissenssysteme, um „Formationssysteme“ von Praktiken (vgl. 1.5). Überspitzt: *Nicht das Subjekt, der Diskurs ist autonom*. Diese anti-realistische Sichtweise hat heute, als Diskurs der Diskursanalyse, in den ‚kritischen‘ Sozialwissenschaften eine dominante Stellung eingenommen.

Für unsere Fragestellung ist nun eine Unterscheidung wichtig, die Dreyfus und Rabinow herausgearbeitet haben, v.a. anhand des ersten Bandes von ‚Sexualität und Wahrheit‘. Interessiert sich Foucault danach in früheren Arbeiten für einen Typus *objektivierender* Human- bzw. Sozialwissenschaften, die sich auf einen „stummen“ und gefügigen *Körper* richten, so sind es später die *subjektivierenden* Sozialwissenschaften, die sich mit dem „sprechenden“ *Subjekt* befassen. Für den Macht/Wissens-Zusammenhang des erstgenannten Wissenschaftstypus liefern die Disziplinartechniken das Paradigma, für den zweiten die „Geständnistechologie“. Ausgehend von der juristischen und der christlichen Beichtpraxis beschreibt Foucault (1977, S. 76) die Verbreitung dieser Technologie, durch die „im Abendland der Mensch ein Geständnistier geworden“ ist. Durch sie werden die Individuen dazu gebracht, die eigensten Regungen ihrer Seele, ihre verstecktesten Bedürfnisse und Praktiken zu äußern. Die *Interpretation* dieser Selbstäußerungen erfordert dann andere Autoritäten: Experten wie Ärzte, Psychiater und Sozialwissenschaftler, die daraus die ‚Wahrheit‘ über das Subjekt und seine Beweggründe, seine Kultur und Gesellschaft erschließen, ihm beim Verstehen seiner selbst „helfen“. „Das Kind, der Kranke, der Wahnsinnige, der Verurteilte, werden seit dem 18. Jh. ... immer häufiger zum Gegenstand individueller Beschreibungen und biografischer Berichte. Diese Aufschreibung ... fungiert als objektivierende Vergegenständlichung und subjektivierende Unterwerfung“ (1976, S. 247).

Für die Untersuchung einer *Subjektivierung von Arbeit* ist daran zweierlei wesentlich. Erstens läßt sich mit der Analyse von „Geständnispraktiken“ wesentlich mehr anfangen als mit einer Beobachtung körperbezogener Praktiken. Und zweitens zwingt die Adoption Foucaultscher Optik eine insofern Reflexivität in das Selbstverständnis der Human- bzw. Sozialwissenschaften, speziell in das der *interpretativen*, als sie dessen Basisannahme und Legitimationsgrundlage in Frage stellt: Das „Dispositiv, ... daß es darin um unsere ‚Befreiung‘ geht“ (1977, S. 190). „Diese Wissenschaften, an denen sich unsere ‚Menschlichkeit‘ seit über einem Jahrhundert begeistert, haben ihren Mutterboden und ihr Muster in der kleinlichen und boshaften Gründlichkeit der Disziplinen und ihrer Nachforschungen“ (1976, S. 290). „Alle Psychologien, -grafien, -metrien, -analysen, -hygienen, -techniken und -therapien gehen von dieser historischen Wende der Individualisierungsprozeduren aus“ (ebd., S. 249). Während Foucault die objektivierenden Humanwissenschaften ohnehin dort für angemessen hält, wo die Menschen ‚mechanisch‘ geführt und konditioniert werden können, liegt seine Herausforderung der „Interpretationswissenschaften“ in der Fundamentalkritik ihrer Identität, oder, wie er sagen würde, der von ihnen produzierten Wahrheit. Stets haben sie die wissenschaftsbasierte *Verainbarung von Effizienz und Emanzipation* versprochen - ungeachtet der möglicherweise ganz anderen Funktionen, Motive und Effekte, die sie in Bezug auf die von ihnen „verteidigten“ Individuen oder gesellschaftlichen Gruppen hatten. Könnte man den Angriff auf die subjektorientierten Teile der Sozialwissenschaften schärfer vortragen?

Erst die subjektorientierten Wissenschaften erschließen also die Subjektivität für modernisierte *Herrschaft durch Selbstbeherrschung*, oder, wie ich es an anderer Stelle genannt habe, für „Herrschaft durch Autonomie“ (Moldaschl 2001). Diese Deutungsperspektive spielte z.B. in der deutschen Debatte über die Beteiligung von Sozialwissenschaften in betrieblichen Veränderungsprozessen (speziell in der HdA-Phase) kaum eine Rolle. In ihrem Mittelpunkt stand vielmehr die Frage, ob unter den gegebenen Verhältnissen überhaupt positive Veränderungen erreichbar seien, d.h., die Ausweitung von Autonomie. Wenn überhaupt, so wurde nur am Rande diskutiert über die Wirkung („Funktion“) ihres Diskurses für die Ausdehnung von Managementkontrolle über den Arbeitsprozeß sowie über die Subjektivität der Arbeitenden.

1.5 Theoretischer Antihumanismus und Kritik der Humanwissenschaften

Will man mit Foucault aktuellen Praktiken der Subjektivierung im Kontext von Produktionsverhältnissen nachgehen, kann man auf einen elementaren Vorzug seiner Subjektkonzeption bauen. Er liegt, *paradoxaerweise*, in einer prinzipiellen *Dezentrierung vom Subjekt*. Die Bedeutung Foucaults für den aktuellen Diskurs zur Modernisierung von Arbeit liegt darin, wie er humanistische Grundannahmen, die in den Human- und Sozialwissenschaften verbreitet, wenn auch für sie nicht notwendig konstitutiv sind, in Frage stellt; nämlich grundsätzlich. Theoretisch ist das bedeutsam, weil sich damit ein kognitiver Schutzwall gleichermaßen gegenüber reifizierenden Entfremdungsannahmen und, spiegelbildlich, rückhaltlosen Empowerment-Empfehlungen errichten läßt, die von Sichtweisen in der Arbeitspsychologie und der Industriesoziologie nahegelegt werden.

Seine Dezentrierung richtet sich gegen die *anthropologische Reifikation* des Subjekts, wie sie sich beispielsweise im liberalistischen Menschenbild des *homo oeconomicus* ebenso äußert wie in humanistischen Entfremdungsdiagnosen. Sie wendet sich gegen die Vorstellung eines a priori gegebenen und *souveränen Subjekts*, einer ursprünglichen Freiheit, die – aus kritischer Perspektive – durch Machtverhältnisse unterdrückt werden könne, gegen die Annahme einer essentiellen Natur des Menschen, von der er durch „fremde“ Macht entfremdet würde. Diesen Sichtweisen stellt er eine konsequente *Historisierung* des Selbst entgegen: „Die schöne Totalität des Individuums wird von unserer Gesellschaftsordnung nicht verstümmelt, unterdrückt, entstellt; vielmehr wird das Individuum darin ... sorgfältig fabriziert“ (1977, S. 279). Foucault lehnt daher gängige Repressionshypthesen, z.B. die sexuelle, schon deshalb ab, weil sie seines Erachtens auf der Vorstellung einer a priori gegebenen, nicht jeweils historisch-sozial konstruierten Sexualität beruhen. Für die der Taylorismuskritik verhafteten arbeitspsychologischen und industriesoziologischen Analysen sowie die „humanistischen“ Ansätze der Psychologie, auf die ich in meinem ersten Beitrag eingegangen bin, ist „der arbeitende Mensch“ *prinzipiell* ein Wesen, das nach Autonomie, Selbstverwirklichung etc. strebt. In die unbedingte Befürwortung der laufenden Subjektivierungs- oder Befreiungsprozesse, die diesen Ansätzen folglich eignet, können sich kritische Perspektiven theoretisch nur insoweit einschleifen, als sie die Annahme vertreten, der arbeitende Mensch werde sich womöglich noch weiter entfremdet, indem seine ‚tiefsten‘ Bedürfnisse und Motive unter ‚fremde‘ Zwecke subsumiert würden. Wenn ich an anderer Stelle (Moldaschl 1998) mit Klaus Türk von „ideeller Subsumtion“ spreche, die mit der ökonomischen Dezentralisierung und Verselbständigung der Arbeitenden im Betrieb einhergehen könnte, so beziehe ich mich damit gerade *nicht* auf eine solche philosophische Anthropologie, sondern auf ein Verständnis, wie Foucault es formuliert: In diesen Verhältnissen, und durch diese Verhältnisse wird eine neue Subjektivität „fabriziert“, die sich eben durch ihre Kontextgebundenheit auszeichnet, oder andernfalls aus diesen Verhältnissen entfernt wird – juristisch, pathologisierend, oder durch andere Teilungspraktiken.

Die praktische Frage ist nun für uns wieder: Liefert Foucaults Analytik prinzipiell die notwendigen Mittel, um auch die „andere Seite“ zu beschreiben, oder hat es theorieimmanente, systematische Gründe, warum er sich nur mit „der einen“ befaßt. Meines Erachtens trifft letzteres in erheblichem Maße zu. Weil Foucault „die psychischen Eigenschaften der Subjekte ... generell für Produkte von bestimmten Arten der Körperdisziplinierung hält“, so schreibt Axel Honneth in seiner *Kritik der Macht* (1989, S. 221), setze er „in einer eigentümlichen Beerbung seiner strukturalistischen Anfänge ..., sobald er seiner Machttheorie die Gestalt der historischen Untersuchung gibt, die Subjekte behavioristisch als gestaltlose, konditionierbare Wesen voraus“. Foucault wird hier zum Gefangenen (gewissermaßen zum Subjekt) seines *Antimentalismus*. Seine Kritik am Subjektbegriff richtet sich eben nicht nur gegen anthropologisierende Fassungen, sondern, anschließend am Strukturalismus, auch gegen all jene Theorien, die Geschichte in irgendwelchem Umfang im Handeln und in der Subjektivität verankern (also die reflexionsphilosophische Tradition). Seine „Beschreibung des Diskurses als

Objekt“ (Foucault 1973, S. 200) und der „Wissenscodes“ als Produktionsregeln des *Diskurses*, ist mit demselben genealogischen Problem verbunden wie Chomskys generative Grammatik, deren Ursprünge jener in die genetische Ausstattung „des Menschen“ verlegte.¹⁵ Das tut Foucault nicht, aber er verlagert sie vollständig in die äußeren Verhältnisse. Vollständig heißt, sie müssen von den Handelnden grundsätzlich nicht sinnhaft, verstehend, interpretierend eingeholt werden. Das erklärt vielleicht die teils „mechanistische Terminologie“ (Honneth 1989, S. 175), derer sich Foucault des öfteren bedient. „Die Textsequenzen, die der Wissensarchäologe vorfindet, enthalten gewissermaßen objektive Sinnmuster, ohne daß die mentalen Eigenschaften der Textproduzenten und -rezipienten auch nur bekannt wären“, so Andreas Reckwitz (2000, S. 175). Insofern sieht Reckwitz Gemeinsamkeiten zwischen dem „Quasi-Behaviorismus“ Turners und den „Kultur-als-Text“-Argumentationen von Foucault und Geertz: „die Gemeinsamkeit, aus der kritisierten Voraussetzung eines mentalen ‚Innen‘ die Konsequenz zu ziehen, die Basis der sozialwissenschaftlichen Analyse im vermeintlich sicheren ‚Außen‘ ... zu suchen“, tradierten damit „jene Innen-Außen-Differenz, die sie ... dem humanwissenschaftlichen Denken vorgeworfen hatten“. Unter anderem darauf beruhen Positivismusvorwürfe an die Adresse Foucaults.¹⁶

Wenn dies zumindest das „archäologische“ Projekt Foucaults zutreffend beschreibt¹⁷, so kann man Foucault hinsichtlich des Verhältnisses von Struktur und Handeln auch kein antidualistisches Denken zugute halten (vgl. dazu auch Dreyfus, Rabinow 1987, S. 105 ff.). Denn dann fiel Foucault genau in jene dualistische Sichtweise zurück, aus der erst die kulturhistorische Praxeologie, beginnend mit Marx, einen Ausweg aufgezeigt hatte. Dieser epistemologische Ausweg ruht bekanntlich auf drei miteinander verknüpften Basisannahmen: Erstens, daß die „mentalen Eigenschaften“ der Menschen durch soziale Praxis (re)produziert werden; zweitens, daß es die Handlungspraxis selbst ist, die „objektive Sinnmuster“ in Form kultureller Vergegenständlichungen hervorbringt (Regeln, Zeichensysteme, materiale Werkzeuge etc.); und drittens, daß diese „hinter dem Rücken“ der Akteure emergierenden „Strukturen“, weil sie individuell und kollektiv „angeeignet“ werden müssen, dabei wiederum transformiert bzw. verändert werden.

Den situierten, gesellschaftlich-historischen Charakter des Humanen arbeitet Foucault also ebenso scharf heraus wie Marx und an ihm orientierte Theoretiker. Ebenso verbindet ihn mit dieser Theorietradition das Bewußtsein für die Gefahren der Reifikation von Abstraktionen (etwa: „der Mensch“). Freilich ist die Neigung zur Reifikation, also zum theoretischen Outsourcing der kontingenten Resultate sozialer Praxis in universale Gesetzmäßigkeiten, der zentrale Vorwurf der kulturhistorischen Schule an die Strukturalisten. Wenngleich sich Foucault verschiedentlich vom Strukturalismus distanzierte, so weisen doch einige seiner Denkf

¹⁵ Er verweist die Diskurspraktiken in ein autonomes Feld, dessen Herkunft als Bedingung der Möglichkeit von Diskursen er zum „historischen Apriori“ erklärt (1981, S. 186). Offen bleibt die Frage, wie sie sozialhistorisch produziert werden, sich verselbständigen, verfallen oder wieder eingeholt werden.

¹⁶ So etwa Hans Peter Duerr (1990, S. 19): Foucault habe den „Eindruck erweckt, eine ‚Geschichte der Sexualität‘ geschrieben zu haben, während er in Wirklichkeit eine ‚Geschichte der Ideen intellektueller Männer über die Sexualität‘ vorgelegt habe. Auch innerhalb des diskursanalytischen Diskurses tobt ein Kampf zwischen sozialkonstruktionistischen und „textualistischen“ Strömungen um die Frage, ob und wo Interpretation und Reflexivität enden (z.B. Alvesson, Sköldböck 2000, S. 200 ff.).

¹⁷ Ich spreche hier bewußt vom *Projekt*, nicht von einer *Phase*, denn einige Kenner des Werks von Foucault bestreiten dessen Einteilbarkeit in Phasen entschieden, z.B. Dreyfus und Rabinow (1987, S. 133) oder Lemke (1997), der sich darin teils selbst widerspricht (z.B. S. 53, S. 261 ff.). Das ist naheliegend bei einem Werk, dessen Autor lustvoll auch gegen jede andere Einteilung, Zuordnung und Kategorisierung sperr(t)en. Aber auch diese Frage ist umstritten (vgl. z.B. Reckwitz 2000, S. 174), und die Gegenposition, wonach sich in Foucaults Arbeiten klare erkenntnis- und gesellschaftstheoretische Positionswechsel zeigen, vertritt Axel Honneth (1989, v.a. S. 168 ff.). Folgt man letzterer Position, erscheinen all jene Aneignungen Foucaultscher Texte problematisch, die nicht erklären, auf „welchen Foucault“ sie sich beziehen.

guren tiefe Spuren dieses Erbes auf. Marti (1988, S. 57) folgert, diese Distanzierung schein „eher Foucaults Befürchtung auszudrücken, die Originalität seiner Arbeiten werde durch eine vorschnelle Etikettierung verkannt.“ Das scheint mir zu oberflächlich, zu psychologisch, bestand doch sein wesentliches Erkenntnis- und Aufklärungsinteresse gerade in der konsequenten Historisierung aller universellen „Wahrheiten“, „Gesetzmäßigkeiten“ und Regeln von Geschichte und Gesellschaft. Nach meiner Einschätzung ist der Grund vielmehr in seiner Umkehrung des Humanismus in einen *Antihumanismus* zu sehen, im Verabsolutieren der Einsicht, daß menschliches Handeln nicht allein und nicht primär durch den Sinn bestimmt ist, den die Menschen ihrem Handeln geben.¹⁸

Human- und Sozialwissenschaften kommen ohne Annahmen zum „menschlichen Wesen“ nicht aus, ob sie dieses nun naturalistisch oder kulturhistorisch verstehen. Folglich kommt es darauf an, diese Annahmen zu explizieren und im Rahmen des jeweiligen Theoriegebäudes zu begründen. Es gibt keinen Grund, warum dies auf normative Weise geschehen müßte. Als intelligente und kritische Auseinandersetzung sowohl mit dem philosophischen Humanismus als auch mit dem theoretischen Antihumanismus (v.a. in der Fassung Louis Althusser, mit dem Foucault eine langjährige Freundschaft verband) ist nach wie vor das Buch Lucien Seves (1972) lesenswert. Er zeichnet darin nach, wie Marx zur Einsicht in die Gesellschaftlichkeit des Humanen gelangt, und akzentuiert dabei die zur Unterwerfungsperspektive Foucaults konträre Seite dieser Einsicht: sie führe „zu einer völlig neuen Auffassung von der Freiheit. Sie ist nicht mehr abstraktes Vermögen des Menschen im Allgemeinen, sondern konkretes historisches Produkt“ (ebd., S. 68).¹⁹ Der Unterschied liegt in der Akzentuierung, nicht in der - gemeinsamen - Ablehnung des philosophischen bzw. spekulativen Humanismus. Foucault in eine Gegenposition zu Marx zu bringen, indem man Marx generell ein essentielles Menschenbild, eine „humanistische“ Anthropologie unterstellt (s. Abschnitt 2), wäre also falsch bzw. „verfälschend“, wie Foucault selbst an einer Stelle anmerkt (1981, S. 23ff.), um gleichwohl an anderen Stellen gerade so zu verfahren.²⁰

Meines Erachtens verweisen die geschilderten Probleme im Argumentationssystem Foucaults auf ein weiteres, erkenntnismethodisches. Wenngleich Foucault etwa das Begriffspaar Macht-Widerstand als Gegensatz zweier sich wechselseitig bedingender Pole konstruiert, scheint es doch in vielen anderen Punkten so, als habe er mit der Ablehnung der Hegelschen Geschichtsphilosophie, also der Idee des historischen Erkenntnisfortschritts, zugleich die heuristischen Denkwerkzeuge der Dialektik mit verabschiedet. Tatsächlich hat er sich verschiedentlich explizit gegen sie ausgesprochen. Besonders deutlich wird dies anhand seiner genealogischen Methode, die seine „Archäologie“ abgelöst hatte. Wenn er die Geburt der Psychologie aus der Irrenanstalt und bzw. der normalisierenden Humanwissenschaften aus dem Gefängnis nachzeichnet, läßt er uns systematisch im Unklaren darüber, inwieweit die Analyse der *Aus-*

¹⁸ Ob man Foucaults Position als Antihumanismus bezeichnen kann, ist natürlich ebenfalls umstritten, und man wird vermutlich Zitate bei ihm finden, die das folgende wieder relativieren: „Dasjenige, womit sich die Humanwissenschaften wirklich beschäftigen, ist etwas vom Menschen Verschiedenes, das sind die Systeme, Strukturen, Kombinatoriken, Formen usw.“ (Foucault 1974, S. 26). Das erinnert sehr an George Politzer (1978), nur ohne dessen dialektische Fassung des Problems.

¹⁹ Im Vergleich zu dem von Foucault gezeichneten Subjektivierungsbild erscheint jenes von Seve antideterministisch: Der Autor widmet sein ganzes Buch dem Versuch nachzuweisen, welches Unheil die zumeist falsche Interpretation der 6. von Marx' Thesen über Feuerbach angerichtet hatte: Nicht das *Individuum* oder *der Mensch* im Singular, wie meist fälschlicherweise zitiert, sondern das *menschliche Wesen* sei als Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse aufzufassen. Wie Foucault betont er damit die gesellschaftliche *Äußerlichkeit* des Humanen, um sich dann aber intensiv mit den konkreten Aneignungs- und Individuierungsprozessen sowie mit deren subjektiv wie gesellschaftlich produktivem Charakter zu befassen.

²⁰ U.a. Marti (1988, S. 55 ff. und 110 ff.) zeigt auf, daß Foucault den Übergang ignoriert, den Marx von der anthropologischen Begründung in den Frühschriften zur sozialhistorischen in den späteren Schriften vollzog. Hier folgen ihm die Labour Process Theoretiker getreulich (vgl. 2.).

gangsbedingungen (also die Genealogie) zugleich die *Erklärungsgrundlage* der aktuellen Existenz und Verfasstheit dieser Wissenschaften liefern soll oder kann.²¹ Doch selbst wenn er den Ursprung (in dessen Diagnose man ihm ebenfalls nicht folgen muß) mit der aktuellen Verfassung der Humanwissenschaften nicht gleichsetzen sollte, ist er in der Einschätzung der prinzipiellen Funktion der Humanwissenschaften doch ungewohnt unmißverständlich: Sie sind die Instanzen, die „den kleinlichen listenreichen Erfindungen“ der Disziplinarprozeduren „ein ehrenvolles Ansehen verschaffen“ (Foucault 1976, S. 286 f.). Ihr prinzipieller Zweck sei es, durch Produktion von Wissen über körperbezogene Machtausübung die Potentiale der Körper zu erschließen, und über die Produktion von „Wahrheit“ zugleich deren Anwendung zu rationalisieren, sprich, sie in die Selbstdisziplin der Subjekte zu verlagern.

Rückt schon die Zahl der Anti-Ismen, für die Foucault in Anspruch genommen wird, und sein insgesamt negativer Bezug auf die Aufklärung ihn in die Nähe der „Negativen Dialektik“ der Frankfurter Schule, so verweist auch Honneth (1989, S. 190) auf die Parallelen zu Adorno, der Wissenschaft ebenfalls nur noch als Mittel sozialer Herrschaft verstehen konnte. Foucault geht allerdings noch darüber hinaus und betrachtet Wissenschaft selbst als Herrschaftsform, die nicht einfach als *Mittel* für diesen oder jenen Zweck verwendet werden könne (daran knüpfen manche feministischen Positionen an). Foucaults „*Antinormativismus*“, von Detel (1998, S. 14) respektlos als „relativistische Koketterie“ bezeichnet, versteht Thomas Schäfer (1995, S. 54f und 78) allerdings als Stärke, nicht als Schwäche des Ansatzes. Es stellt sich nur die Frage: Gelangt Foucault in seiner „antitotalitären Wahrheitskritik“ (Schäfer 1995) nicht ungewollt an einen Punkt, an dem sein Relativismus selbst totalitär wird, weil er keine andere Denk- und Handlungsmöglichkeit, keine andere „Funktion“ von Human- bzw. Sozialwissenschaft zuläßt? Foucault geht ja bekanntlich noch weiter und stellt die Wissenschaftlichkeit der Humanwissenschaften, ja, die Möglichkeit der Humanwissenschaften überhaupt in Frage (was er damit symbolisiert, daß er sie stets mit Anführungszeichen versieht). Wird hier ein überhöhtes Modell von Wissenschaftlichkeit induziert, das sich selbst nicht begründen kann, oder seine Referenz in der Naturwissenschaft sucht? Da Humanwissenschaft bei ihm nur Herrschaftsform sein kann, eröffnete sich ihm ein Ausweg aus der Beklemmung nur in der Vision einer „*Ästhetik der Existenz*“ (Foucault 1986), die sich, so Bernauer und Mahon „der Wissenschaft vom Leben widersetzt“ und „uns aus dem Reich der wissenschaftlichen Erkenntnis erlöst“ (zit. nach Detel 1998, S. 13). Immerhin: die Lebenskunst als Alternative hat Foucault nicht von der eigenen wissenschaftlichen Tätigkeit abgehalten.

Folgerungen aus dieser Auseinandersetzung mit Texten Foucaults, seiner Kritiker und Befürworter für die Untersuchung einer Subjektivierung von Arbeit werde ich im letzten Teil dieses Aufsatzes ziehen. In den folgenden beiden Abschnitten werde ich zunächst darstellen, wie Foucaults Arbeiten in einer angelsächsischen Debatte zur Modernisierung von Arbeit und Organisation aufgegriffen wurden, um von den Ergebnissen und Schwierigkeiten bei ihrer empirischen Verwendung zu berichten, und schließlich ein ausführlicheres Beispiel aus diesem Kontext vorzustellen.

²¹ Wäre das so, könnten wir in vergleichbarer Weise Foucaults ganzes Denkgebäude (psychologisierend) auf seine Homosexualität zurückführen, die ihn in Distanz zur gesellschaftliche „Normalität“ gebracht und die Sexualität als *das* paradigmatische Thema in seinen Werken verankert hätte. Ich kann hier nicht die vielen Argumentationen wiedergeben, die Foucaults Ablehnung dialektischen Denkens explizit oder implizit belegen, und die seine Interpreten ständig in die Verlegenheit bringen, Foucaults Behauptungen mit der Formulierung zu verteidigen zu müssen, sie „bedeuten natürlich nicht“, er habe sie so monistisch gemeint (z.B. Lemke 1997, S. 79, 94, 96, 307). Oder handelt es sich nur um gezielte Reduktionismen? Um Einseitigkeit in provokativer Absicht?

2. Die Foucault-Rezeption in der Labour Prozess Debatte

In den 90er Jahren führte vor allem David Knights (Knights, Willmott 1990; Jermier u.a. 1994) Foucaults Denken in die Arbeitssoziologie ein, oder genauer, in die britische Labour Process Debate (LPD). Diese Debatte, die mit Harry S. Bravermans Werk „Labour and Monopoly Capital“ (1974, deutsch: „Die Arbeit im modernen Produktionsprozeß“, 1977) zunächst im angelsächsischen Raum begonnen hatte, war in zwei Rezeptionsphasen einflußreich für die Entwicklung der deutschen Arbeits- und Industriesoziologie gewesen. In den späten 70er und frühen 80er Jahren heizte sie den zunehmend auf eine technikzentrierte Qualifikationsdebatte verengten Diskurs über die Entwicklungsperspektiven von Arbeit an.²² Ab Mitte der 80er Jahre trug sie dann, besonders mit den Arbeiten von Richard Edwards (1981) und Michael

Burawoy (1985), maßgeblich zur „mikropolitischen Wende“ bei, d.h. zur Wiederentdeckung des politischen Charakters, der sozialen Konstruiertheit und damit der Beeinflußbarkeit technisch-organisatorischer Modernisierung.

Das Interesse von Knights und Kollegen an Foucault gründet in ihrer Kritik an einer mangelnden Subjektkonzeption der in der LPD vertretenen Positionen, von der sie auch die Braverman-Kritiker nicht ausnehmen. Sie werfen ihnen vor, Subjektivität lediglich in der Dimension des *Widerstands* gegen die von Braverman beschriebenen Kontrollstrategien des Managements zu thematisieren. Dieser „*kompensatorischen Theorie*“ der Subjektivität (Knights 1990, S. 315) setzen sie ihr Bemühen um die Entwicklung einer „*kritischen Analyse der Subjektivität*“ entgegen (Jermier u.a. 1994, XIII). Soweit ich sehe, hat die britische Foucault-Rezeption allerdings keinen dritten Aufschwung und keinen erneuten Perspektivwechsel der industrie- und arbeitssoziologischen Debatte mitbewirken können, weder in Großbritannien, noch in Deutschland oder Frankreich. Auf mögliche Gründe werde ich noch eingehen.

Um den Hintergrund der Debatte zu verstehen, die einige Beteiligte mit dem Rückgriff auf Foucault weiterzubringen hofften, sei hier noch einmal deren Grundfrage reformuliert. Craig Littler (1994, S. 48) hat dies in dankenswert knapper Weise getan: „Labour process theory examines the question of the ultimate function of management and asserts that this function is the conversion of labour power (the potential for work) into labour (actual work effort) under conditions which permit capital accumulation“. Wenngleich dieser bereits von Braverman entwickelte Focus auf das *Transformationsproblem* und dessen Implikationen (z.B. die Rationalitätsannahme bezogen auf das Managementhandeln, oder die Arbeits- und Produktionszentrierung) immer wieder heftig diskutiert wurden, blieb es doch der zentrale theoretische Gegenstand der LPD. Die Debatte kreiste in der Folge vor allem um die Frage, inwieweit die beobachtbaren Organisationsstrukturen, Herrschaftsverhältnisse und Arbeitsprozesse entweder als Resultat funktionaler Erfordernisse der Kapitalverwertung (und ihrer Umsetzung durch Managementstrategien) zu interpretieren waren, oder als Ergebnis von Kämpfen und Verhandlungen, Kompromissen und Einverständnis über angemessene „Transformationen“ zwischen den Interessengruppen.

²² Braverman hatte der damals vorherrschenden Annahme, die technische Entwicklung, insbesondere die Automatisierung werde die Qualifikation und damit die Macht der Arbeitenden erweitern, seine empirischen Erfahrungen entgegengesetzt, zugespitzt in der Antithese: Im Interesse der Kapitalverwertung würden die neuen technischen Möglichkeiten zur Dequalifizierung und damit zur Entwertung von Arbeitskraft führen. Im Verein mit der „Polarisierungsthese“ von Kern und Schumann (1970) war damit der Horizont dieser Debatte in Deutschland aufgespannt. Die noch weit größere Wirkung Bravermans im angelsächsischen Raum und v.a. in der britischen Soziologie erklären Knights und Vurdubakis (1994, S. 167) mit einem Faktum, das z.B. für den organisationspsychologischen Mainstream heute noch voll zutrifft: „Much of the controversy occurred through Braverman's undermining of a whole tradition of industrial sociology (described as ‚*managerialist*‘) because it was seen to reflect and reinforce the dominant interests of management over labour.“

Einige Akteure der LPD haben nun als zentrales Defizit der bisherigen Labour Process Theory und als Grund für deren Stagnation ausgemacht, sie habe keine Theorie der Subjektivität entwickelt. Demgemäß formuliert David Knights (1990, S. 297) als Ziel, „to develop a critical analysis of the labour process which resists the dualistic tendencies to perceive social reality in terms of a binary opposition between voluntary subjects ... and objective structures. It is therefore concerned to challenge theoretical constructions that *reduce* the complexity of social life into a polarisation where the ‚free‘, expressive and creative actions of voluntary subjects are seen to be struggling against, or determined by, the oppressive forces of objective structures and reality.“ Damit ist zugleich die Funktion beschrieben, die eine solche *Theorie der Subjektivität* haben soll, nämlich eine Theorie des *Widerstands* (workplace resistance, Jermier u.a. 1994, S. 2 ff.) zu ermöglichen, deren Kern sie zugleich sein soll. Das ist einigermaßen überraschend, aus mehreren Gründen: Erstens, weil doch einer der beteiligten Autoren zugleich feststellt, was wir schon wissen: Foucault „offers no lead on how any new de-subjected form of subjectivity is to be realized“ (Willmott 1994, S. 115).²³ Zweitens, weil Foucault einen *Theorieanspruch* nicht einmal für die elaborierteren Teile seiner Arbeit formulierte. Und drittens hatte man doch die Braverman-Kritiker gerade wegen dieses Pendelns auf die Seite des Handelns und des Widerstands kritisiert. Kann die Foucault-Fraktion also die Lücke schließen? Darauf gehe ich in Abschnitt 2.1 ein. Zuvor noch eine Anmerkung zur Materiallage.

Wer nun erwartet hatte, nach zehn Jahren Debatte über Foucault in der Labour Process Theory deren Ertrag in einer breiten Reihe empirischer Fallstudien überprüfen zu können, sieht sich eher enttäuscht. Die Perspektive wird meist nur formuliert, als Basis der Kritik an der übrigen LPD vorgestellt, aber begrifflich kaum weiter entfaltet oder gar operationalisiert (z.B. Knights 1990; Knights, Vurdubakis 1994; Jermier u.a. 1994; Willmott 1990). Einige mehr oder weniger empirische Arbeiten wie jene von Clegg (1989, 1994), Collinson (1994) oder Gottfried (1994) verweisen lediglich auf Foucault, ohne in den materialen Analysen konsequent mit einer Foucaultschen Analytik oder Begrifflichkeit zu arbeiten. Insofern erscheint die Behauptung Tim Newtons (1998, S. 416), „Foucauldian work has moved increasingly towards the centre stage of organization studies“ überzogen; es sei denn, man rechnet dem jeglichen Verweis auf, und jeden Einfluß von Foucault auf die Debatte zu. Umgekehrt könnte man in dieser Situation auch einen Grund sehen, warum eine Ausbreitung in andere arbeits- und organisationssoziologische Debatten bislang ausblieb. Als empirische Anwendungen im engeren Sinne können lediglich einige Beiträge gelten, wie jene von Knights und Sturdy (1989), Grey (1994), Townley (1994) Knights und Morgan (1995) sowie McKinlay und Starkey (1997). Die neueste Literatur wäre nocheinmal daraufhin zu überprüfen.

Da ich hier weder alle genannten Studien einzelnen referieren kann, noch deren Besonderheiten in einem zusammenfassenden Überblick einebnen will, werde ich mich darauf beschränken, einige konzeptionelle Grundzüge und Probleme dieser Beiträge herauszuarbeiten. Eine Hilfe dabei sind ein kritischer Beitrag aus kontrolltheoretischer Sicht (Thompson, Ackroyd 1995) und eine Rezension von Newton (1998), der sich mit vier der letztgenannten empirischen Arbeiten auseinandergesetzt hat.

²³ Möglicherweise versucht Willmott in seinem Beitrag zum Sammelband von 1990 auch deshalb, die Entwicklung dieser Theorie wesentlich auf der Basis der Arbeiten von Marx zu leisten.

2.1 Theorie des Widerstands

Nun also zur Frage, ob und wie es die (angelsächsisch gesprochen) ‚Foucauldianer‘ schaffen, die widerstandstheoretische Lücke zu schließen. Hierfür schlagen sie eine „view of resistance as a mode of empowerment within super-ordinate structures“ (Jermier u.a. 1994, XIV) vor. Deren ersten Anschlußpunkt bildet Foucaults *desaggregierende Perspektive*. Mit ihr habe Foucault, so Knights und Kollegen, die Aufmerksamkeit von den „großen Erzählungen“ des Klassenkonflikts und des revolutionären Kampfs abgezogen und auf die lokalen Formen des Widerstands und der Subjektivität gelenkt. „Foucault’s enterprise can be seen as one that has recorded the ways in which human subjects have been objectified through science (e.g., economics, biology), stigmatic stereotyping (e.g., the mad, the poor) and subjective self-formation (e.g., ethics, commitment)“ (Jermier u.a. 1994, S. 8). Zweitens schließen die Autoren am monistischen Machtkonzept an. Es wird zwar anerkannt, daß viele Teilnehmer der LPD Widerstandspraktiken beschrieben hätten, doch es wird zugleich kritisiert, diese Deskriptionen beruhten allesamt auf einem mechanistischen, oder besser, dualistischen Macht-Gegenmacht-Konzept (ebd., S. 9f.; Willmott 1990, S. 359ff.). Foucaults *Anti-Dualismus* eröffne dagegen die Möglichkeit, von der traditionellen Konstruktion des Subjekts als „Gegenspieler“ der Systeme zu entkommen.

Im Grunde läuft die Kritik von Knights an der Labour Process Theory weniger auf eine fehlende Theorie des Subjekts hinaus, als vielmehr auf eine Kritik des ihr implizit oder explizit zugrundeliegenden Subjektverständnisses. Dieses sei *essentialistisch*, und damit notwendigerweise *dualistisch*: „labour process theory has been inclined to a view ... of subjectivity as representing the productive and autonomous aspects of human existence, which are to be contrasted with the objective structures which constrain them“ (Knights 1990, S. 303). Das erinnert sehr an Giddens (1988) strukturationstheoretischen Anti-Dualismus, oder auch an Stewart Clegg (1975) Formulierungen des Kontrollproblems, auf die Knights aber nicht eingeht.

Um es kurz zu machen: Diese und andere der von Knights vorgelegten oder herbeigezogenen Arbeiten konzentrieren sich auf die Exegese und Verteidigung der Foucaultschen Konzeption, fügen ihr aber keine theoretische oder operationale Ausarbeitung von Gründen und Formen des Widerstands hinzu. Knights (1990, S. 321) bestätigt, daß die Machttechniken der Beobachtung, Ermittlung und Prüfung „increase the capacity of individuals to transform their own circumstances and advance their own well-being“, und daß alle dadurch geschaffenen Machtverhältnisse lokal, spezifisch und fragil seien (Knights, Vurdubakis 1994, S. 178 ff.). Nicht nur der Neuigkeitswert dieser Einsicht hält sich in Grenzen, sondern auch ihr Anregungsgehalt für empirische Studien. „The conclusion from all this is that power and resistance are best understood when they are examined in specific sites with definite socio-historical conditions and means of operation“ (Jermier u.a. 1994, S. 17). Addiert wird lediglich ein allzu bekanntes Theorem: Während die Machttechniken die potentielle Freiheit und Intentionalität der Subjekte steigerten, seien ihre Formen und Mittel jeweils beschränkt. Dieses Verhältnis sei es, was humanistischen Marxisten als Entfremdung erschiene (Knights 1990, S. 324).²⁴ Den oben

²⁴ Knights ist so frei (oder so vergeblich) zu erwähnen, daß just dieses *Verhältnis* von sozialen Produktivkräften und durch Eigentumsverhältnisse beschränkten Realisierungsmöglichkeiten dem „posthumanistischen“ Entfremdungsbegriff in Marx’ Hauptwerk entspricht. Dazu paßt, daß er Marx einfach dem philosophischen Humanismus zuschlägt. Zitiert Knights (1990, S. 300f.) Marx’ späteres Entfremdungskonzept teils noch korrekt, so spricht er wenig später von „Marx and other similarly inclined humanists“ (S. 325), und im Beitrag mit Jermier und Willmott (1994, S. 3) verwarlost die Sprache zu „Marx’s essentialist view of human nature“; schließlich werden dann noch Marx’ und Bravermans anthropologische Grundannahmen gleichgesetzt (ebd., S. 5). Die selbe Hemdsärmeligkeit findet sich z.B. im Umgang mit Giddens, dessen Machtkonzept en passant als „ahistorisch“, „essentialistisch“ und „subjektivistisch“ etikettiert wird (Knights, Vurdubakis 1994, S. 171f, 183). Willmott alleine (1990) argumentiert differenzierter.

formulierten hohen Anspruch der *Theoriebildung* muß man gar nicht als gescheitert ansehen, denn er wird in Aussagen wie der eben zitierten de facto zurückgewiesen. Sehen wir uns also an, ob zumindest in der *Empirie* eine Analytik konkreter Widerstandspraktiken entwickelt bzw. demonstriert wird, was zudem Foucaults Arbeitsweise eher entsprechen würde.

Tatsächlich nimmt sich Stewart Clegg (1994) dieser Aufgabe an, indem er eine Synopse der verschiedenen im Band von Jermier u.a. versammelten empirischen Beiträge erstellt. Ich betrachte es als Bestätigung meiner These vom Scheitern dieser Widerstandstheorie, daß darin praktisch keine Bezüge zu Knights Arbeiten auftauchen. Die folgende Tabelle (Bild 2) zeigt das Ergebnis, welches ich aus Platzgründen nur marginal kommentieren kann. Hier werden die Beiträge in einer Ex-post-Matrix mit zwei Dimensionen verortet. Die x-Achse bildet eine begrüßenswerte Unterscheidung von Machtverhältnissen anhand ihrer Reichweite in der Dimension individuell-kollektiv. „Reflexive Selbstorganisation“ konstituiert sich hier entlang der Frage: Wie organisiert ist das Subjekt darin, andere in seine Projekte einzuspannen bzw. sie dafür zu interessieren? Ausgehend von derselben Frage exemplifiziert Clegg (1994, S. 288) den Grad „Sozialer Organisation“ anhand des Familienverbands oder eines lokalen ökologischen Initiative, jenen der „Solidaristischen Organisation“ anhand sozialer Bewegungen. Die y-Achse stellt „Bewußtseinstypen“ dar, die offenbar als subjektive Quellen des Widerstands verstanden werden (ebd.).²⁵ In der dadurch definierten Matrix werden nun die empirisch destillierten Widerstandsformen eingetragen (Eigennamen verweisen auf Autoren der betreffenden Beiträge). Was hier wohl am meisten überrascht, mich zumindest, ist die fröhliche Rückkehr der reflexionsphilosophischen Tradition. Foucaults Antimentalismus wird hier flugs über Bord geworfen, ohne das auch nur einer Erwähnung für Wert zu befinden.

Den hier genannten Beitrag von Austrin kommentiere ich ausführlicher in Teil 3, zwei andere (Collinson 1994, und LaNuez, Jermier 1994) hier noch in aller Kürze. David Collinson unterscheidet in seinem Beitrag, der nur marginal auf Ergebnisse einer Versicherungsstudie eingeht, zwischen Widerstand durch „resistance“ und „persistence“, was sich gut mit Distanzierung und Engagement übersetzen läßt. Jeder Leser wird hier an Altbekanntes denken, an Instrumentalismus und Dienst nach Vorschrift im ersten Fall, an individuell oder kollektiv kämpferischem Einsatz für mehr Beteiligung im zweiten. Und er hat recht damit. Auch Gründe für Widerstand (z.B. Unzufriedenheit mit mangelnder Beteiligung) und Begründungen dafür, wann es zur einen oder anderen Widerstandsform kommt, kennt man aus der rationalistischen

Tradition, etwa die Entscheidung für Distanz, wenn die Kosten oder Risiken der Option ‚Engagement‘ zu hoch erscheinen. An Foucault gemahnt vor allem die Rede von (oppositionellen) „diskursiven Praktiken“ auch dann, wenn Handlungen wie die Anwendung von „Tricks“ oder individuelle Output-Restriktion beschrieben werden (ebd., S. 34). Und die repetierte Feststellung, alle Widerstandspraktiken seien „inextricably related to discipline, control and power“ (S. 50). Danny LaNuez und John Jermier präsentieren in ihrem Beitrag keine eigene Empirie, sondern ein interessantes Literatur-Review zum Thema Sabotage auf der Managementebene. Ohne Bezüge zur Foucault-Debatte tragen sie hier Befunde zusammen, welche nicht nur Deprofessionalisierungs- und Low-Control-Erfahrungen vieler Manager in laufenden Restrukturierungsprozessen belegen, sondern auch deren Widerstand in Form von Sabotage. Auf dieser Grundlage weisen sie die These zurück, „that these actors act in concert with capitalists“ (1994, S. 230), und loten die Spielräume für ein Handeln dieser Gruppe jenseits der Verwertungslogik aus.

²⁵ Einige Seiten (S. 294) zuvor setzt Clegg als y-Achse Foucaults Machttechniken (Teilung, Isolierung, Wissen) ein, ergänzt durch die Kategorie Nichtwissen, und erstellt damit eine an sich komplementäre, de facto aber sehr inkonsistent erscheinende Matrix. Sie enthält alles: Strategien und Nichtstrategien, Unterwerfung und Widerstand, und die ganze Kombinatorik (Gegenstrategien gegen Widerstand und umgekehrt, etc.).

2.2 Identitätstheoretische Perspektive

Eine Weiterentwicklung theoretischer Art nehmen Knights und Kollegen in einer ganz anderen als der erwarteten Richtung vor, indem sie die *Identitätsthematik* in den Vordergrund rücken. An jener oben zitierten Stelle, an der Knights den „produktiven“ Charakter der Machtbeziehungen hervorhebt, fährt er fort: „At the same time, however, these strategies of power render the individuals uncertain and *insecure* because, under systems of surveillance, subjects can never be sure of meeting the standards ... It also places the individuals in competition for scarce rewards of *recognition* ... In the same way, as competition for material benefits and rewards increases, so identity, *self-worth* or confirmation of our own significance also becomes more problematic and precarious“ (Knights 1990, 321; Hervorh. von mir). Die von Foucault beschriebenen Individualisierungseffekte werden hier als Verunsicherung der Identität und als Ursache eines Kampfes um Anerkennung interpretiert, verbunden mit der Kritik an Foucault, hierzu geschwiegen zu haben. Um dem Einwand vorzubeugen, die Individualisierung sei nie vollständig, ergänzt Knights „Now even in collectivised conditions where roles and statuses are largely ascribed, identity is never completely unproblematic, since other’s judgements ... can neither be predicted or controlled“ (ebd., S. 322). An anderer Stelle wird diese Argumentation zur modernisierungstheoretischen These erweitert, wonach „the heightened sense of indeterminacy, freedom and responsibility ... is typical for modernity“ (Willmott 1994, S. 109). „In short, our individualised way of life promotes both an expansion and an intensification of individual insecurity“ (Knights 1990, S. 322). Daraus wird nun eine analytische Perspektive abgeleitet, welche sich in den empirischen Arbeiten als dominant erweist: Die Frage, *wie die verunsicherten Subjekte in den jeweiligen Organisationskontexten ihre fragile Identität sichern*.

Ich zweifle nicht daran, daß der Frage der Identität höchste Bedeutung zukommt, die von einer rationalistischen, am Interessenbegriff orientierten Arbeitssoziologie meist unterschätzt oder gar völlig mißachtet wurde (meine Arbeiten eingeschlossen). Gerade in Prozessen organisationaler Desintegration, wie wir sie aktuell beobachten können, wird ihre Bedeutung als Medium sozial-kognitiver Integration eher noch zunehmen (vgl. Holtgrewe, in diesem Band). Grundsätzliche Zweifel sind aber angebracht, ob sich Knights Perspektive auf der Basis Foucaultscher Texte begründen läßt. Sicher finden sich Nietzsches Identitätsthematiken bei Foucault wieder: die Frage, wie man wird, was man ist, die Idee der Selbstüberwindung, etc.; aber sein Antimentalismus, seine Semantik der Identität als Gehäuse der Selbsthörigkeit, begründen doch gerade *nicht* ein Streben nach Festigung bedrohter Identität. Im Gegenteil. Tim Newton (1998, S. 422) attackiert diese Wendung scharf und treffend: „In sum, Knights and Willmott have adressed a critical gap in Foucault’s work, but at the expense of invoking precisely the kind of psychologization of the self which Foucault appeared keen to avoid.“ Allerdings sehe ich das Problem weniger in einer „Psychologisierung“ (sofern sie sich nicht anthropologisch gebärdet), und auch nicht in dieser Neuakzentuierung, sondern im Verzicht auf ihre adäquate theoretische Verortung. Eine identitätstheoretische Analyse hätte weit mehr Anlaß, beispielsweise auf den symbolischen Interaktionismus zurückzugreifen, oder auf die Arbeiten Bourdieus. Foucault hat uns weder etwas anzubieten hinsichtlich der Unterscheidung kurz- oder langfristiger Sozialisierungseinflüsse, noch zum Verhältnis von Identität und Interaktion, und nichts zur Signifikation sozialer Praktiken. Welche Konsequenzen diese Akzentverschiebung von der macht- zur identitätstheoretischen Problemformulierung in den empirischen Arbeiten zeitigt, skizziere ich im nächsten Abschnitt, und nehme als Beispiel eine jener Studien, die Newton in sein Review nicht aufgenommen hatte.

2.3 ‚Identität‘ oder ‚Interesse‘? Zur Materialität der Kämpfe

In ihrem Beitrag über den Einsatz von Informationstechnologie in Versicherungsunternehmen adoptieren Knights und Sturdy (1989) scheinbar die panoptische Lesart Foucaults. Durch die Computerisierung werde die Arbeit sichtbar, und die Leistung zurechenbar (ebd., S. 146 f.). Die neue Subjektivität des „*Self-Disciplined Worker*“, die einer neuen, dezentraleren Form der Managementkontrolle korrespondiert, sehen sie allerdings nicht als sozialisatorisches Produkt einer vorgängigen Disziplinierung, sondern als aktualgenetisches Resultat der Anwendung neuer Beobachtungstechnologien. Deren individualisierende und disziplinierende Effekte führten dazu, daß direkte Managementkontrolle überflüssig, und Leistungserbringung zu einer Selbstverpflichtung der Arbeitenden werde. Wir wohnen also quasi der Produktion einer neuen Subjektivität bei, die mittels neuer produktiver Machttechniken ermöglicht wird. Und stoßen auf eine jener hoch problematischen Folgen fehlender Identitätstheorie: Sozialisation erscheint hier gewissermaßen Konditionierung, nicht als langfristiger Prozeß verschiedenartiger Beeinflussungen und deren subjektiver Verarbeitung.

Knights und Sturdy beschreiben weiter, daß die Versicherungsangestellten die neue Technologie begrüßen, *weil* ihre Leistung sichtbar(er) und individuell zurechenbar(er) wird. Das hätte man mit Foucault durchaus erwarten können, weniger aber die Begründung, wonach damit zunächst das Selbstwertgefühl und empfundenen Sinnhaftigkeit (*self-worth and meaning*) gesteigert worden sei. Die mit der Selbstdisziplinierung verbundene Leistungsintensivierung und der Kampf um verknappten Ressourcen symbolischer Anerkennung, so Knights und Sturdy weiter, führten im weiteren Verlauf allerdings wieder zu Unzufriedenheit, verringertem Selbstbewußtsein und zu Fluktuation unter den Beschäftigten. Diese Deutung wird insbesondere im Beitrag von Knights und Morgan (1994) vertieft. Was in beiden Arbeiten auffällt, ist das Fehlen einer Analyse von Widerstandspraktiken. Der Beobachtungstechnologie werden gewissermaßen automatische Selbstdisziplinierungswirkungen zugeschrieben, und das Verlassen des Feldes bleibt das einzige angesprochene (nicht beschriebene) empirische Phänomen von Funktionsverweigerung.

Kritiker wie Newton (1994, S. 431ff.) oder Thompson und Ackroyd (1995, S. 624ff.) bemerken diesen Zug übrigens auch in anderen Foucault-inspirierten Studien. Und schließlich ist es in der oben zitierten Typologie von Clegg vor allem die Empirie der Nicht-Foucauldianer, die in ein (zudem Foucault-inkompatibles) Schema eingebaut wird. Ich will hier aber auf einen anderen Punkt hinaus, nämlich das *Verhältnis von Identität und Interesse*, bzw. die Frage: Wie wird in diesen Studien das Verhältnis von symbolischen und materiellen Interessen analysiert? Es fällt nämlich auf, daß die Konstitution des Selbst als Problematik nicht nur privilegiert, sondern v.a. nur unzureichend mit einer Analyse der materialen Bedingungen vermittelt wird. Selbst die *Darstellung* der materialen Bedingungen wird vernachlässigt, wie Kritiker meinen; so z.B. Newton (1998, S. 424) mit Blick auf die Studie von Grey (1994): „though careers are conventionally seen as being closely linked to economic benefits, Grey almost entirely suppresses such material relevance. Instead, the significance of careers is seen as arising chiefly because they provide a continuing realisation of the project of the self.“ Bis in die Kritik anderer Autoren der LPD hinein läßt sich dieser Focus verfolgen, z.B. in Willmotts Kritik an Cressey und McInnes (1980). Diese Autoren hatten einen frühen Markstein der Debatte mit ihrer Anti-Dequalifizierungsthese gesetzt: „To develop the forces of production capital *must seek to develop labour as a subjective force* to unleash labour’s power of social productivity rather than abolish these powers“ (ebd., S. 13, Hervorh. im Orig.). Willmott (1994, S. 362 f.) erkennt das an, kritisiert aber deren „romantisch-humanistisches“ Verständnis von Subjektivität; dieses drücke sich in der Annahme aus, die Kapitalseite könne in diesem Fall auf ein Interesse der Arbeiter an Qualifikation und Selbstverwirklichung (*skill and self-expression*) bauen. Cressey und McInnes übersähen, daß die Subjekte offenbar *auch*

stumpfsinnige Routinetätigkeiten oder das Ausgeschlossen sein von Verantwortung schätzten. Daß dies wiederum keineswegs eine Konsequenz ihrer so geformten Subjektivität sein muß, sondern z.B. schlicht mit den Belastungen der Arbeit zu tun haben kann, also ihren materialen Bedingungen, übersieht nun wiederum Willmott.

2.4 Zwischenresümee

Mit dem Versuch, eine Theorie des Widerstands aus der Machtanalytik Foucaults heraus zu entwickeln, sind Knights u.a. meines Erachtens bislang gescheitert. Zwar wird wenigstens ex post eine empirische Systematik von Widerstandsformen und -gründen entwickelt (Clegg), doch diese hat wiederum wenig mit Foucault zu tun. Betrachtet man etwa die umfangreichen Ausführungen zu den Gründen für „Widerstände der Beschäftigten gegen Wandel“ in gängigen Managementlehrbüchern, so mag sich auch hier der Eindruck eines theoretischen Terraingewinnes nicht recht einstellen. Unglücklicherweise tendieren die Autoren ferner dazu, positive Errungenschaften der Kontrolltheorie (bzw. der Labour Process Theory) preiszugeben, indem sie ihr eine machttheoretische Perspektive im Sinne Foucaults einfach entgegensetzen (und sie zudem in eine identitätstheoretische zu verwandeln). Und sie begehen den Fehler, konstitutive *Dualität* im Falle des Macht- und des Subjektbegriffs als obsoleten *Dualismus* anzusehen.

Die Frage ist, ob diese Probleme notwendig aus Foucaults Arbeiten folgen, oder aus der identitätstheoretischen Wende, oder ob es überhaupt „notwendig“ zu dieser Vereinseitigung kommt. Foucaults Interesse an der ‚Materialität‘ der Kontrolltechniken ist unbestreitbar. Ist die erste Frage damit erledigt? Ich meine nicht. Da er ein subjugiertes Subjekt im Auge hat, braucht er keinen *Interessenbegriff*, um dessen Handlungsgründe oder Ziele thematisieren zu können. Zumindest hat Foucault an keiner mir bekannten Stelle begründet, auf welcher normativen oder materialen Basis und mit welchem Ziel ein Subjekt sich gegen oder für bestimmte Kontrolltechniken engagieren sollte. Auch für die beobachtete Tendenz der Labour-Process-Foucauldianer, Herrschaftstheorie und Machttheorie nur zu konfrontieren statt zu kontrastieren, lassen sich bei Foucault die Anlagen finden. Gleichwohl: Viele weiße Schwäne sind kein Beweis dafür, daß es nicht auch schwarze Schwäne geben könnte. Sehen wir uns also noch eine weitere Studie an.

3. Human Resource Management: Ein „nichtintendiertes“ Beispiel

Wer sich durch die Paradoxien des Foucaultschen opus hindurchgearbeitet hat, wird kaum noch überrascht sein, ausgerechnet in einem jener Beiträge zum Sammelband von Jermier et al., die sich explizit von Foucault absetzen, das zu finden: eine wirklich konkrete Analyse von Individualisierungs- und Widerstandspraktiken, die sich besser als alle „Foucauldianischen“ Studien der LPD in der Begrifflichkeit Foucaults lesen, ja, geradezu idealtypisch reinterpretieren läßt. Gemeint ist die Präsentation einer Fallstudie von Austrin (1994) in der Finanzindustrie. *Beide* Sichtweisen, die kontroll- und die machttheoretische, erweisen sich hier als geeignete Brillen, um relevante Charakteristika der beschriebenen Prozesse zu enthüllen. Ich werde diesen Beitrag nachfolgend in jener Doppelperspektive referieren, und zwar nicht nur, um die Komplementarität der Perspektiven zu demonstrieren (meine zentrale Folgerung), sondern auch, um endlich ein überzeugendes Beispiel für eine – wenngleich nichtintendierte – Anwendung des Foucaultschen Blicks in Organisationsstudien anbieten zu können.

3.1 Die kontrolltheoretische Perspektive

Zunächst also zu Austrins originärer Darstellung einer Fallstudie modernen Human Resource Managements in einem Finanzdienstleistungs-Unternehmen. Seine theoretische Grundlage expliziert er nicht, entwickelt seine Argumentation aber offenkundig von einer innerhalb der LPD nicht weiter erklärungsbedürftigen *kontrolltheoretischen* Position her, die in einer sozialkonstruktivistischen Sichtweise gewissermaßen „aufgehoben“ wird. Sein Ausgangspunkt ist die Kritik an Knights et al. in zwei Punkten: Erstens stellt er den theoretischen Status der (Computer)Technologie in Frage, mit der Knights und Kollegen v.a. in den 80er Jahren die Durchsetzung der Selbstdisziplin als Machtform in Unternehmen beschrieben. Er stellt dagegen, daß nicht die Computertechnik selbst individualisierende und vereinzelnde Effekte generiere, sondern ihre spezifische Anwendung als Instrument einer ökonomischen Dezentralisierung, deren Kernstück eine durchgängige *accountability* ist: die Verantwortlichkeit für, und die eindeutige Zurechenbarkeit von Leistungen sowie verursachten Kosten. Sie wird hergestellt mittels dezentraler Budgetverantwortung (deren Durchführung eben durch den Rechnerinsatz wesentlich erleichtert wird), und entsprechender Leistungsverrechnung zwischen den betrieblichen Subeinheiten. Praktisch folgt daraus, so Austrin (1994, S. 205), daß „what was once organized as routine and bureaucratic functions, is now subject to performance criteria and differentiated payment systems.“ Diese Kontrollstrategie des Managements sei „part of a deliberate marketing strategy which places new demands upon employees through an emphasis on customer service“.²⁶

Den zweiten Abstoßpunkt Austrins bildet folgerichtig die Fokussierung der Foucault-Anhänger auf Identität und Selbstdisziplin. Demgegenüber lenkt er den Blick auf neue *Arbeitspolitiken*, die sich im Kontext der neuen Organisationsstrategien und des Human Resource Managements herausbilden, speziell die Herstellung von *accountability* sowie die Einbindung der Beschäftigten in die neuen Bewertungspraktiken. Wenn man so will: nicht die Notwendigkeit der Selbstdisziplin der Arbeitenden soll hier belegt werden, sondern der Einsatz effektiverer Kontrolltechniken, also nach wie vor intentionaler Strategien der Fremddisziplinierung. Und nicht die Suche nach einer stabilen Identität, sondern der *Widerstand gegen Kontrollstrategien* des Managements (mit Foucault könnte man sagen: gegen auf das *Selbst* gerichtete Führungstechniken) wird als Erklärungsgrundlage für das Handeln der Beschäftigten angeboten. An dieser Stelle bietet es sich nun an, für die weitere Darstellung des Texts „umzuschalten“ auf den Foucault-Filter. Daß der Autor das – in einer verblüffend kontraintentionalen Weise – selbst nicht tut, nötigt mir zuvor noch eine Hypothese ab: Da er sich nur von Knights u.a., nicht von Foucault selbst absetzt, erweckt er den Eindruck, letzteren eher vermittelt über die LPD zu kennen, und vielleicht deshalb die vielen Resonanzen zu überhören, die sein Spiel mit dem Material auf einem nach Foucault gestimmten Analyseinstrument zum klingen bringt.

3.2 Die machttheoretische Perspektive

Austrin beschreibt nun anhand seines Fallbeispiels einige im Bankensektor verbreitete Techniken des Human Resource Managements, vor allem: Diskursive Verfahren der *Leistungsbeurteilung* und der *Beschwerdebearbeitung*. Im Rahmen regelmäßiger Bewertungsgespräche „laden“ die Unternehmen z.B. ihre Beschäftigten und das mittlere Management ein, *sich selbst* zu bewerten und *sich selbst* Ziele zu setzen.²⁷ Diese zumeist auch schriftlich unterlegten

²⁶ Zu den Strategien und Konsequenzen ökonomischer Dezentralisierung für die Kooperations- und Subjektbeziehungen im Betrieb vgl. Moldaschl (1998) und Moldaschl, Sauer (2000).

²⁷ Z.B. enthalten die Fragebögen items wie „Was haben Sie in der letzten Beurteilungsperiode am besten gemacht“ oder „Beschreiben Sie Ihre Stärken“. Austrin (1994, S. 206) beschreibt die Ambivalenz und die Risi-

und dokumentierten Interviews werden von beiden Seiten gegengezeichnet und von den Vorgesetzten wiederum bewertet. Umgekehrt bewerten Beschäftigten wieder die Vorgesetzten (360°-Feedback), zumindest die mittleren Ebenen. Überdies werden zunehmend auch die Kunden gebeten, in Fragebögen die individuelle Leistung namentlich zu nennender Beschäftigter zu bewerten, verbunden mit der Einladung, diese Bewertung ggf. mit der Geschäftsleitung zu diskutieren (Austrin 1994, S. 206 f.). Die beschriebenen Interviewmethoden fügen sich offenkundig aufs Vortrefflichste in zwei jener drei von Foucault beschriebenen Subjektivierungsverfahren: die *Untersuchungsverfahren* bzw. die *Prüfungen*, und die *Teilungspraktiken*.

Neben der objektivierenden accountability besteht die Mikrophysik, oder besser, die Mikroskopie dieser Verfahren darin, daß jeder jeden „untersucht“, bewertet, und sich damit von ihm abteilt. Nur Top-Management und Kunden sind (in diesem Spiel jedenfalls) davon ausgeschlossen. *Individualisierungspraktiken* in Form der Geständnistechologie werden vorgeführt, etwa in Gestalt des Einzelgesprächs, bei dem das *Selbst* des Befragten im Mittelpunkt steht. Die Beschäftigten haben ihr nicht beobachtbares „Inneres“ der Befragung zu öffnen und deren Dokumentation zu beglaubigen („to disclose themselves and authorize or witness their accounts“). Im Prinzip der direkten Partizipation werden die Beschäftigten individuell an der Wahrheitsfindung über sich selbst beteiligt, ebenso an der Setzung erreichbarer Besserungsziele (wir erinnern uns: die Disziplinartechniken zielen auf *Besserung*, *Produktivität*). Ihnen wird nicht oktroyiert, sondern Unterstützung angeboten: Die Interviews enthalten *therapeutische* Anteile, in denen das Wissen der klinischen Humanwissenschaften Anwendung findet. „The context is framed as helping the candidate“ (ebd., S. 207).

Vollends Foucault-kompatibel wird Austrins Argumentation – auf wunderbare Weise bis in die Wortwahl hinein – wenn er das Human Resource Management als neue *Art des Sprechens über* die Individuen charakterisiert (ebd., S. 209), und die neuen Bewertungsverfahren als Schaffung eines neuen Kontexts des Sprechens (S. 206). Bleibt die Frage, ob die Überschneidungen in der Beschreibung ein Korrelat in den Bewertungen der Situation haben. Zumindest aus Austrins Sicht nicht, denn auch darin grenzt er sich dezidiert von Knights et al. ab. Es sei nicht der Fall, daß die Bankangestellten durch die neuen Verfahren fügsamer und selbstdisziplinierter geworden (bzw. gemacht worden) wären. Denn die Praxis der Bewertungsverfahren zwingt sie nun, die entsprechenden „Erzählungen“ zu „psychologisch informierten“ Mitteln ihrer Selbstdarstellung und ihres Selbstverständnisses zu machen (S. 214). Mit anderen Worten: mittels der Anforderungen eignen sie sich die notwendige Kompetenz an, und können diese dann zur Verteidigung ihrer Interessen gegen jene des Managements einsetzen. Lassen wir einmal die Frage beiseite, ob Anforderungen problemlos die ihnen korrespondierenden Qualifikationen erzeugen (dagegen: Moldaschl 2001), und fragen, ob die obige Deutung eine ist, die einer Foucaultschen widerspricht. Die Foucault-Anhänger in der LPD, aber z.B. auch Schäfer (1995) oder Lemke (1997), würden dem ebenfalls widersprechen, denn ihre ganzen Bemühungen laufen auf eine Lesart Foucaults hinaus, die Subjektivierung nicht als völlige Unterwerfung, und daher Widerstand als eine den Machtprozessen inhärente Möglichkeit begreift. Nur ist es vermutlich kein Zufall, daß Foucault und seine Interpreten mit überzeugenden empirischen Darstellungen solcher Widerstandspraktiken geizen.

Nochmals zurück zu den von Austrin beschriebenen Diskurspraktiken. Ein anderes Verfahren sind die „*grievance hearings*“, die geregelte Behandlung von Beschwerden der Beschäftigten – ebenfalls im Rahmen des Human Resource Managements. Höchst aufschlußreich ist Austrins Darstellung, wie *alle* beteiligten Akteure (Beschäftigte, Management und Gewerk-

ken, die sich damit für die Befragten ergeben: Wie weit können/sollen sie gehen? „If employees are honest about their faults they risk censure. On the other hand, if they are dishonest, they risk being found out.“

schaften) auf dieses Verfahren zugreifen,²⁸ und welche *Ressourcen* sie dabei mobilisieren (letzteres wäre in der Tat eine für Foucault ungewöhnliche Perspektive). Dies ausgenommen, präsentiert der Autor den Prozeß in Form einer lupenreinen Diskursanalyse, sich dabei aber explizit auf Giddens beziehend. Als konditionalen Bezugspunkt und zugleich als Ressource bezeichnet er die Tatsache (bzw. deren Wahrnehmung), daß immer mehr Aspekte der Arbeitsverhältnisse mittlerweile rechtlich kodifiziert sind, wie etwa im Arbeits- und Gesundheitsschutz oder in Antidiskriminierungsgesetzen bezogen auf Rasse, Geschlecht oder andere körperliche Merkmale. „This new form of the politics of work has made the fine detail of the subject of work both a part of everyday discourse and ... a sphere in which expert knowledge is required for purposes of interpretation“ (Austrin 1994, S. 209). Austrins Hauptthese ist nun, daß das bisherige repräsentationale Prinzip der Interessenvertretung durch das Human Resource Management grundsätzlich herausgefordert wird, und ergänzt sie durch die fallspezifische These, daß die Bankgewerkschaft hier nur überlebt habe, indem sie *dieselben* Human Resource Techniken angewandt habe wie das Management. Konkret: die traditionellen, eher generalisierenden Funktionen der Interessenvertretung, wie Prüfung der Einhaltung von Vereinbarungen und rechtlichen Vorschriften oder Rechtsbeistand, wurden ergänzt durch Individualisierungsverfahren.

Als Beispiel hierfür präsentiert Austrin den Kampf um die Durchsetzung eines neuen Diskurses, der in orthodox-marxistischer Perspektive als „Nebenwiderspruch“ der Produktionsverhältnisse behandelt werden würde, und der sich gerade deshalb besonders für eine Foucaultsche Analyse der Machtverhältnisse eignet. Um ihre Mitglieder zu mobilisieren, im Finanzsektor Neuseelands zu 80% weiblich, führte die Gewerkschaft „Frauseninare“ ein, in denen die weiblichen Beschäftigten ihre Exklusionserfahrungen darstellen konnten, die, das war die Methode, jeweils als „Fälle“ in ihrem besonderen biographischen Kontext präsentiert und diskutiert wurden. Durch diese Individualisierung hindurch, und in Kombination mit der Produktion von Texten, konnte ein „sex discrimination talk“ etabliert werden, der seinerseits die Hegemonie des männlichen Diskurses angriff. „It was their active construction of new positions and new discourses, about their selves, which constituted a collective appraisal of both themselves and the institutions which employed them“ (ebd., S. 211). Gewerkschaftliche Interessenvertretung muß daher im Kontext einer „individualisierenden“ Personalpolitik - so läßt sich die Folgerung paradox zuspitzen - *Individualisierungsverfahren anwenden, um kollektiven Widerstand zu organisieren*. Das heißt beispielsweise, selbst direkte Partizipation zulassen, Trainingsprogramme für Bewertungsprozeduren bzw. Zielvereinbarungen anbieten, Beschäftigte ggf. direkt in den Interviews unterstützen/begleiten, (Dis)Kurse zum „Selbst“ organisieren, also unter anderem auch therapeutische Elemente integrieren.

3.3 ‚Andere‘ Kontrolltheorie, ‚andere‘ Subjektivierungstheorie?

Man kann sich hier nochmals fragen, ob der Autor denn nun tatsächlich konstraintentional eine Analyse nach Foucault vorgenommen hat, oder ob er seine Argumentation zu recht gegen eine solche Analytik positioniert. Meines Erachtens trifft, trotz der beschriebenen Affinitäten, die zweite Option zu. Warum? Weil allein die Analyse von Diskursen mit einem entsprechenden *Vokabular* diesen „Vorwurf“ nicht rechtfertigen würde. Man müßte es umgekehrt Austrin zum Vorwurf machen, hätte er diesen Anspruch erhoben. Wenn er ein diskursanalytisches Vorgehen in eine politisch-handlungstheoretische Perspektive einbaut und Foucault dafür *nicht* in Anspruch nimmt, wird er letzterem damit gerechter als viele jener hemdsärmeligen Produkte der unübersichtlichen ‚Foucault-Industrie‘, in denen mit einem re-mentalisierten Verständnis von Diskursanalyse und dem Griff in die Foucaultsche Zitatenschatulle beliebige

²⁸ Einschränkung ist leider zu sagen, daß der Autor den betrieblichen Nutzen der Anwendung dieser Verfahren nicht näher qualifiziert als mit dem Hinweis „they constitute lessons how to fire employees“ (ebd., S. 214).

gesellschaftliche (Geschlechter-, Herrschafts-, Produktions-)Verhältnisse in wuchernde Diskurse aufgelöst werden.

Die interessante Frage aber, die mit seinem Beitrag (und meiner zweigleisigen Wiedergabe) hier aufgeworfen wird, ist gleichwohl die nach der Vereinbarkeit der kontroll- bzw. herrschaftstheoretischen und der machttheoretischen Perspektive, oder besser, nach der Komplementarität ihrer Anwendung in empirischen Fallstudien. Was gewinnt eine kontrolltheoretische Analyse betrieblicher Kämpfe und organisationalen Wandels, wenn wir ihr eine Analytik der Subjektivierungsmechanismen an die Seite stellen? Hilft uns das z.B., den Verlauf von Reorganisationsprozessen eher als kontingentes Resultat von Handlungsstrategien zu verstehen, deren Subjekte selbst keineswegs *nur* Subjekte ihrer eigenen Strategien sind, sondern zugleich auch Gefangene eines herrschenden Wissens, eines ‚autonomen‘ Diskurses? Subjekte also im traditionellen, emphatischen, handlungstheoretischen Sinn, *und* im Foucaultschen Sinn? Hilft uns der Einbau kontrolltheoretischer Fragestellungen in eine Diskursanalyse dabei, den Blick nicht von den *materialen Bedingungen des Arbeitsprozesses* und der *umkämpften* Transformation des Arbeitsvermögens abzuwenden?

Ich hoffe, mit der etwas ausführlicheren Darstellung dieses Textes die Plausibilität eben dieser Annahme belegen zu können. Meines Erachtens liefert der besprochene Text ein gutes Beispiel dafür, daß man für unsere Zwecke produktiven Gebrauch machen kann von, sagen wir, gewissen Sichtweisen Foucaults, trotz aller beschriebenen Probleme. Austrins Beispiel kann freilich auch als Beleg dafür dienen, wie man „ohne Foucault“ zu einer solchen erhellenden Analyse gelangen kann. Die Schwierigkeit vieler ‚Foucauldianer‘, überzeugende Beispiele für die Fruchtbarkeit ihrer Analysen beizubringen, zeigt zumindest, wieviel „Übersetzungsarbeit“ notwendig ist, soll dieses Werk für *spezifische*, arbeits- und organisationssoziologische Fragestellungen und entsprechende *lokale* Kontexte nutzbar gemacht werden. Ich halte es für eines der größten Versäumnisse von Knights, Willmott u.a., dieses als eines der zentralen theoretischen Probleme überhaupt kenntlich zu machen, nämlich als eines der Übersetzung von Foucaults sozialhistorischer Langzeitperspektive auf die konkreten (Produktions- und Arbeits-)Verhältnisse in privatwirtschaftlich verfaßten Unternehmen.

Noch einem weiteren Zweck folgte die Wiedergabe dieses Beispiels: Austrins praktische Folgerungen aus seiner Analyse für Fragen der *industriellen Beziehungen* verweisen auf den Beitrag von Glißmann (in diesem Band), der zu ganz ähnlichen Folgerungen kommt.

4. Mikrophysik und Mikropolitik? Folgerungen

Der vorliegende Versuch einer Annäherung an Foucault war vom Bestreben geprägt, in dessen Werk theoretische oder interpretatorische Hilfsmittel zu finden, mit denen sich die ‚Subjektivierung von Arbeit‘ besser verstehen und kritisieren läßt. Mit *kritisieren* meine ich beide Funktionen: „Nebenwirkungen“ aufzeigen (für unterschiedliche Akteure), und Möglichkeitsräume öffnen, d.h. Alternativen beschreiben. Ich gebe zu, daß zu Beginn meiner Arbeit an diesem Text die Hoffnung insgesamt größer war als an diesem vorläufigen Schluß. Wenn im Verlauf meiner Beschäftigung mit Foucault sowie seinen Kritikern und Befürwortern eher die skeptischen Einschätzungen in den Vordergrund traten, so kann ich doch nun klarer formulieren, wo uns seine Analyse von Subjektivierungsprozessen weiterbringen könnte, und wo wir besser nach anderen Werkzeugen suchen. Das will ich hier nochmals kurz zusammenfassen.

(1) Den größten Nutzen Foucaults für unsere Thematik sehe ich in jenen Punkten, in denen die Kritik an ihm kulminiert: er sei ein „terrible simplificateur“ (Taylor 1992, 208) und ein grand provocateur. Ja: Viele der für uns zentralen Begriffe kehrt Foucault in ihrer Semantik einfach um, und ermöglicht uns damit, sie neu anzueignen, Fragen zu stellen, die man im hu-

manistischen Diskurs nicht stellen darf - zumal man doch eben erst erreichte, ‚das Subjekt‘ als handlungs- und partizipationsfähiges im ökonomischen Diskurs zu etablieren. Was den ‚emanzipatorisch‘ orientierten Teilen (!) der Human- und Sozialwissenschaften quasi unzugänglich wurde, nämlich der normativ positive Gehalt der Kategorien *Subjekt, Identität, Individualität, Humanismus, Wissen*,²⁹ und natürlich: *Aufklärung*, bestimmt Foucault radikal negativ. Ob er dies ‚mutig‘ tut oder obsessiv, in provokativer Absicht oder in voller Überzeugung, spielt hier überhaupt keine Rolle. Aus dieser Sicht verkehrt sich auch die Abwesenheit eines dialektischen Denkens in vielen seiner Argumentationsfiguren, die ich oben problematisiert hatte, in einen *heuristischen* Vorzug: Vielleicht muß man sich mitunter erst vom Widerspruch frei machen, um die Negation radikal genug denken zu können. Insofern ist das Werk Foucaults eine ergiebige Bedeutungsquelle für die Kritik der Arbeits- und Organisationswissenschaften, die sich häuslich eingerichtet haben in ihrer selbstreferentiellen Kritik an der Objektivierung des Lebendigen im Arbeitsprozeß, an der Entfremdung des Arbeitenden. Mit anderen Worten: Bezogen auf die Debatte über die Modernisierung von Arbeit, liegt das größte Potential des Arbeitens mit Foucault in seiner Anwendung auf diesen (wissenschaftlichen) Diskurs selbst.

Welche Machtwirkungen haben nun Diskurse der Befreiung und des Empowerment in der Sphäre der Arbeit? Wir können nicht einerseits das strategische Denken kritisieren, und zugleich unser Handeln selbst nach diesem Modell verstehen wollen. Foucault erinnert uns daran, daß das von uns produzierte Wissen auf alle Fälle in Macht-Wissen-Komplexe verwickelt sein wird, und im Prozeß der Produktion immer schon verwickelt ist; daß also Funktion und Intention nicht zusammenfallen (was wir spätestens seit Habermas wissen müssten). Er hält uns an, nach all jenem human- und sozialwissenschaftlichen Wissen zu suchen, das in ‚moderne Regime‘ – Industriebetriebe, Schulen, etc. – eingegangen ist und diese wesentlich mit konstituiert. Die Intensität seiner Angriffe gegen die Humanwissenschaften korrespondiert offenkundig mit der hohen Bedeutung, die er ihnen für die gesellschaftliche Praxis zumißt. Ist das gezeichnete Bild auch wenig schmeichelhaft, so kann sich der Humanwissenschaftler doch damit trösten, daß er hier einmal nicht um die Anerkennung seiner Relevanz kämpfen muß. Das von Foucault vermittelte Mißtrauen der Sozialwissenschaft gegen sich selbst ist, so möchte ich folgern, ein unverzichtbares Element ihrer (ausbaufähigen, entwicklungsbedürftigen, stets zu erneuernden) *Reflexivität*.

(2) Was Foucault von Befürwortern und selbst von vielen Kritikern zu seinen wichtigsten Leistungen gezählt wird, ein *Antidualismus* von Subjekt und System sowie ein *relationales* Machtkonzept, kann ich hingegen kaum nachvollziehen. Es sei denn, mit Antidualismus wäre ein Monismus gemeint, der eben kein *Konstitutionsverhältnis* zweier *aktiver* Entitäten beschreibt. Das größte Problem für einen Rückgriff auf Foucaults Analytik sehe ich allerdings in der Frage der *Wechselbeziehungen zwischen Produktions-, Herrschafts- und Machtverhältnissen*. Weniger zwar darin, daß er die von ihm selbst angesprochene Analyse nicht geleistet hat; denn wie gesagt, man hätte auch Marx vorwerfen können, er habe nicht die Geschlechterverhältnisse, oder Levi-Strauss, er habe nicht die Sinnverhältnisse analysiert (oder Thelonus Monk, er habe nicht wie Ellington gespielt). Problematisch ist vielmehr sein weitgehender Verzicht auf eine entsprechende Verweisstruktur, ja selbst auf gute Fragen oder Problematisierungen, wie man das Verhältnis dieser Verhältnisse analytisch überhaupt fassen könne. Hier schlägt die Radikalität seines monokularen Blicks eben doch ins Aporetische um, und seine Erklärung, daß diese Vermittlung notwendig sei, bleibt ‚wohlfeil‘, abstrakt. Insofern kann ich bei allen Befürwortern und Verteidigern von Foucault auch kein plausibles Argument finden, das den Kern von Honneths Kritik entkräftet: Foucault könne nicht erklären, wie

²⁹ Und damit natürlich ihrer Ableitungen: Subjektivierung, Selbstbestätigung, Individualisierung, Humanisierung, Wissensgesellschaft etc.

Diskurse etabliert werden und wie sich „soziale Aggregatzustände“ herausbilden, die ihnen Stabilität verleihen.

Was ich als Mißerfolge der ‚Foucauldianer‘ in der Labour Process Debate bewertete, muß man keineswegs als Beweis für die Unmöglichkeit verstehen, arbeits- und organisationssoziologisch produktiven Gebrauch von Foucaults Werk zu machen. Foucaults Kritik an der Reproduktionsweise der Humanwissenschaften – es seien die Anomalien, nicht die Wahrheit, die sie am Leben hält – darf man freilich auch auf die wuchernden Diskurse der ‚Foucault-Industrie‘ selbst anwenden. So, wie Richard Dreyfus und Paul Rabinow (1987, S. 214) seine Argumentation hinsichtlich der Humanwissenschaften zusammenfaßten: „Scheitern sie, wie im Falle der Gefängnisse, bei der Einlösung ihrer Versprechen, so bringt sie das nicht in Mißkredit; vielmehr liefert der Mißerfolg selbst das Argument zugunsten weiterer Expansion.“ Warum sollte man ausschließen, daß diese Erklärung auch für die Wissenschaft ihres Urhebers Gültigkeit haben könnte?

(3) Natürlich muß nun noch eine Synthese kommen, und ich leite sie mit einer Frage ein: Vergibt man nicht das heuristische Potential Foucaults, wenn man mit seinen Mitteln – gewissermaßen in „totalisierender“ Perspektive – dieselben analytischen Aufgaben lösen will wie beispielsweise mit einem kontrolltheoretischen oder mikropolitischen Ansatz? Eben so, wie es einigen Akteuren der Labour Process Debate vorschwebt? Knüpfen sie mit ihrem Interesse an Praktiken des Widerstands deshalb ausgerechnet gerade an jenem Punkt seiner Arbeiten an, der am wenigsten für ihr Vorhaben hergibt? Ich meine ja, und würde daraus folgende Schlüsse ziehen. Erstens, mit dem Versuch einer Foucault-inspirierten Deutung der ‚Subjektivierung von Arbeit‘ eher an den elaborierteren Teilen dieses Werks anzuknüpfen: Zum Beispiel nachzuweisen, wo in den „zwanglosen Verhältnissen“ die Spuren der Dressur zu finden sind, die von Herrschaftsinteressen angeeignet werden können. Man muß deshalb weder Geschlecht oder Rasse, noch medizinische Stigmatisierung als Gegenstand von Machtverhältnissen übersehen. Zweitens empfiehlt es sich, das insbesondere dort zu tun, wo „Produktionsverhältnisse“ im engeren Sinne, d.h. ungleiche Eigentumsverhältnisse, nicht als konstitutiv gelten können für die untersuchte Institution, z.B. in öffentlichen „Anstalten“ wie Krankenhäusern oder Schulen, an denen Foucault vermutlich nicht zufällig seine Analysen entfaltete (vgl. Rieder, in diesem Band). Und drittens wären andere Ansätze heranzuziehen, die eine geeignete Analytik für die Produktions- und die Sinnverhältnisse anbieten.

Plädiere ich damit für eine eklektische Kombination analytischer Ansätze, die sich womöglich durch inkompatible Grundannahmen über ihren Gegenstand auszeichnen? Kann man eine Realität doppelt einäugig betrachten, quasi mit zwei unkoordinierten Augen? Schwindel wäre garantiert. Doch wenn sie sich in einem Kopf befänden, könnten sie lernen, zu kooperieren. Wäre es nicht besser, *einen* Ansatz zu haben, der die Wirklichkeit in ihrer Widersprüchlichkeit erfassen kann (wenn auch nicht in ihrer „ganzen“)? Ich denke, wir haben beide Spieloptionen: Die Dialektik der Rezeption eines Werks, das nicht dialektisch sein wollte, in produktiven Widerspruch zu anderen Werken zu bringen (wie in Teil 3); und den Versuch, andere Ansätze um die von Foucault angesprochenen Perspektiven zu erweitern. Die Ausgangsoption, Foucaults Analytik für Produktions- und Sinnverhältnisse zu aufzuboahren, scheint mir wenig aussichtsreich. Für die erstgenannte Alternative hierzu spricht Foucaults sympathische Empfehlung, seine Arbeiten als „kleine Werkzeugkisten“ (zit. n. Taureck 1997, S. 88) zu benutzen. Nur: er war eben alles andere als ein Werkzeugmacher, und hielt sich selbst mit Ideen für Werkzeuge zurück. Zutreffender wäre vielleicht das Bild einer Brillensammlung, zu der Foucault einige Modelle hinzufügte.

In der zweiten Alternative müssen wir Foucaults Spieß umdrehen und eben *nicht* danach suchen, wo er sich von allen absetzt, sondern wo er ihnen nahe ist. Im Bestreben, Wechselverhältnisse auf den Ebenen von Herrschaft, Macht und Sinn zu begreifen, könnten wir auf einige Parallelen in Foucaults Werk zu anderen Ansätzen bauen, die dem Leser vielleicht bereits

aufgefallen sind: (a) Etwa jene zur Unterscheidung von Legitimation, Signifikation und Herrschaft bei Giddens (1988), die wiederum auf Habermas zurückgeht (,Technik und Wissenschaft als Ideologie‘ 1968, S. 159 ff.). (b) Parallelen zu Giddens’ wirklich relationalem und ebenfalls antidualistischem, ubiquitärem und „produktivem“ Machtkonzept (1988, bes. S. 84 ff.), das es erlaubt, auch Handlungsfähigkeit, Widerstand und die Etablierung von Regeln konzeptionell zu fassen. (c) Oder zum Anti-Dualismus von Subjekt und Struktur im Werk Pierre Bourdieus, das zugleich die Analytik der Kämpfe um einige Ressourcendimensionen bereichert (vgl. Band II dieser Buchreihe zur Subjektivierung von Arbeit).

Manches davon findet sich in den mikropolitischen Ansätzen wieder, welche auf der Ebene der Organisation die Kämpfe zwischen verschiedenen *Akteursgruppen* analysieren, insbesondere die *Ressourcen*, die diese jeweils zur Durchsetzung ihrer materiellen, sozialen und symbolischen *Interessen* mobilisieren. Die Alternative, die dieser theoretische Ansatz gegenüber der totalisierenden Dichotomie von Macht und Widerstand anzubieten hat, ist nicht die des methodologischen Rückzugs auf den Einzelfall³⁰, sondern der Versuch, typische Formen und Verläufe dieser Kämpfe zu beschreiben. Daß sie das Problem der Institutionalisierung bzw. der Vermittlung von Handeln und Struktur, von betrieblicher und überbetrieblicher Strukturierung gelöst hätten, läßt sich freilich nicht behaupten. Im vorliegenden Band müssen wir es ohnehin zunächst bei einer bloßen Gegenüberstellung der Perspektiven auf die Subjektivierung von Arbeit belassen.

Nachbemerkung. Es mag vielleicht auch noch aufgefallen sein, daß ich die meisten Lesarten von Foucault umgedreht habe: dort seine Leistungen gesehen, wo er kritisiert wird, dort in Frage gestellt, wo er gelobt wird, und dort nach Anknüpfungspunkten gesucht, wo er weg wollte. Möglicherweise ist man Foucault mit dieser Arbeitsweise näher als mit einer treuen Exegese.

Literatur

- Alvesson, M.; Skoldberg, K. (2000): *Reflexive Methodology. New Vistas for Qualitative Research*. London: Sage.
- Austrin, T. (1994): Positioning resistance and resisting positioning: Human Resource Management and the Politics of appraisal and grievance hearings. In: Jermier, J.M.; Knights, D.; Nord, W.R. (eds.): *Resistance and Power in Organizations*. London/New York: Routledge, pp. 199-218.
- Bravermann, H. (1977) *Die Arbeit im modernen Produktionsprozeß*, Frankfurt/New York: Campus (2. Aufl., engl. Orig. 1974).
- Burawoy, M. (1985): *The Politics of Production*, London: Verso.
- Clegg, S. (1975): *Power, Rule and Domination. A Critical and Empirical Understanding of Power in Sociological Theory and Organizational Life*. London: Routledge & Kegan Paul.
- Clegg, S. (1989): *Frameworks of Power*. London: Sage.
- Clegg, S. (1994): Power Relations and the constitution of the resistant subject. In: Jermier, J. M.; Knights, D.; Nord, W. R. (eds.): *Resistance and Power in Organizations*. London/New York: Routledge, pp. 274-325.
- Collinson, D. (1994): Strategies of resistance: Power, Knowledge and subjectivity in the workplace. In: Jermier, J.M.; Knights, D.; Nord, W.R. (eds.): *Resistance and Power in Organizations*. London/New York: Routledge, pp. 25-68.

³⁰ zu dem sich Knights und Vurdubakis genötigt sehen: „Unless we assume a priori the ‚evil nature‘ of power and the ‚liberatory nature‘ of resistance, then there is little alternative to conducting a case by case, site by site assessment“ (1994, S. 186).

- Cressey, P.; McInnes, J. (1980): Voting for Ford. Industrial Democracy and the Control of Labour. In: Capital and Class, Vol. 11, pp. 5-33.
- Detel, W. (1998): Macht, Moral, Wissen. Foucault und die klassische Antike. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Dreyfus, H.L., Rabinow, P. (1987): Michel Foucault, jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Weinheim: Beltz (2. Auflage 1994; engl. Orig. 1982).
- Duerr, H.P. (1990): Intimität. Der Mythos vom Zivilisationsprozeß, Bd. 2. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Edwards, R. (1981): Herrschaft im modernen Produktionsprozeß. Frankfurt/New York: Campus.
- Feyerabend, P. (1995): Briefe an einen Freund, herausgegeben von H.-P. Dürr. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1971): Die Ordnung der Dinge. Frankfurt/M.: Suhrkamp (14. Aufl. 1997; frz. Orig. 1966).
- Foucault, M. (1973): Archäologie des Wissens. Frankfurt/M.: Suhrkamp (8. Aufl. 1997, frz. Orig. 1969).
- Foucault, M. (1974): Von der Subversion des Wissens. München: Hanser.
- Foucault, M. (1976): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt/M.: Suhrkamp (12. Aufl. 1998; frz. Orig. 1975).
- Foucault, M. (1977): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I. Frankfurt/M.: Suhrkamp (11. Aufl. 1999; frz. Orig. 1976)
- Foucault, M. (1985): Freiheit und Selbstsorge (hrsg. von H. Becker). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1986a): Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit II. Frankfurt/M.: Suhrkamp (4. Aufl. 1998; frz. Orig. 1984).
- Foucault, M. (1986b): Die Sorge um sich. Sexualität und Wahrheit III. Frankfurt/M.: Suhrkamp (3. Aufl. 1993; frz. Orig. 1984).
- Foucault, M. (1987): Das Subjekt und die Macht. Nachwort in: H.L. Dreyfus, P. Rabinow: Michel Foucault, jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Weinheim: Beltz (2. Aufl. 1994, Orig. 1982), S. 243-250.
- Foucault, M. (1996): Der Mensch ist ein Erfahrungstier. Gespräche. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Giddens, A. (1988): Die Konstitution der Gesellschaft – Grundzüge einer Theorie der Strukturierung, Frankfurt/New York: Campus.
- Habermas, J. (1968): Technik und Wissenschaft als 'Ideologie'. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Honneth, A. (1988): Foucault und Adorno. Zwei Formen einer Kritik der Moderne. In: P. Kemper (Hrsg.): „Postmoderne“ oder Der Kampf um die Zukunft. Frankfurt/M.: Fischer, S. 127-144.
- Honneth, A. (1989): Kritik der Macht. Reflexionsstufen einer kritischen Gesellschaftstheorie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Jermier, J. M.; Knights, D.; Nord, W.R. (eds.)(1994): Resistance and Power in Organizations. London/New York: Routledge.
- Jermier, J. M.; Knights, D.; Nord, W.R. (1994): Introduction. In: J.M. Jermier et al. (eds.): Resistance and Power in Organizations. London/New York: Routledge, pp. 1-25.
- Kern, H.; Schumann, M. (1970): Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein. Frankfurt a.M.: EVA.
- Knights, D. (1990): Subjectivity, Power and the Labour Process. In: D. Knights; H. Willmott (eds.): Labour Process Theory, London, pp. 297-335.
- Knights, D.; Morgan, G. (1995): Strategy under the Microscope: Strategic management and IT in financial services. In: Journal of Management Studies, Vol. 32, No. 2, pp. 191-214.
- Knights, D.; Sturdy, A. (1989): New Technology and the Self-disciplined Worker in Insurance. In: M. Mcneill; J. Varcoe; S. Yearley (eds.): Deciphering Science and Technology. London: Macmillan, pp. 126-154.
- Knights, D.; Willmott, H. (1989): Power and Subjectivity at Work. From Degradation to Subjugation. In: Sociology Vol. 23, No. 4, S. 475-483.
- Knights, D.; H. Willmott (eds.)(1990): Labour Process Theory (Studies in the Labour Process Series). Hounds-mills, Basingstoke: Macmillan.
- Knights, D.; Vurdubakis, T. (1994): Foucault, Power, Resistance and all that. In: Jermier, J. M.; Knights, D.; Nord, W. R. (eds.): Resistance and Power in Organizations. London/New York: Routledge, pp. 167-198.

- LaNuez, D.; Jermier, J.M. (1994): Sabotage by managers and technocrats: Neglected Patterns of resistance at work. In: Jermier, J. M.; Knights, D.; Nord, W. R. (eds.): Resistance and Power in Organizations. London/New York: Routledge, pp. 219-251.
- Lemke, Th. (1997): Eine Kritik der politischen Vernunft. Foucaults Analyse der modernen Gouvernementalität. Berlin, Hamburg: Argument.
- Littler, C. (1990): The Labour Process Debate: A Theoretical Review. In: D. Knights; H. Willmott (eds.): Labour Process Theory, London: Houndsmills, Basingstoke: Macmillan, pp. 46-94.
- Lyon, D. (2000): Surveillance Society. Monitoring Everyday Life. Buckingham. Open University Press.
- Marti, U. (1988): Michel Foucault. München: Beck.
- McKinlay, A.; Starkey, K. (eds.)(1997): Foucault, management and organization theory: From panopticon to technologies of the self. London: Sage.
- Moldaschl, M. (1998): Internalisierung des Marktes. Neue Unternehmensstrategien und qualifizierte Angestellte. In: SOFI, IfS; ISF, INIFES (Hrsg.): Jahrbuch Sozialwissenschaftliche Technikberichterstattung, Schwerpunkt: Moderne Dienstleistungswelten. Berlin: Edition Sigma, S.197-250.
- Moldaschl, M.; Sauer, D. (2000): Internalisierung des Marktes – Zur neuen Dialektik von Kooperation und Herrschaft In: H. Minssen (Hrsg.): Begrenzte Entgrenzungen – Wandlungen von Organisation und Arbeit. Berlin: Edition Sigma, S. 205-224.
- Moldaschl, M. (2001): Herrschaft durch Autonomie – Dezentralisierung und widersprüchliche Arbeitsanforderungen. In: B. Lutz (Hg.): Entwicklungsperspektiven von Arbeit. Berlin: Akademie-Verlag, S. 132-164.
- Newton, T. (1998): Theorizing Subjectivity in Organizations: The Failure of Foucauldian Studies? In: Organization Studies 19, No. 3, pp. 415-447.
- Patton, P. (1994): Foucault's Subject of Power. In: Political Theory Newsletter, Vol. 6, No. 1, S. 60-71.
- Politzer, G. (1978): Kritik der Grundlagen der Psychologie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Reckwitz, A. (2000): Der Status des ‚Mentalen‘ in kulturtheoretischen Handlungserklärungen. Zum Problem der Relation von Verhalten und Wissen nach Stephen Turner und Theodore Schatzki. In: Z. f. Soziologie, Jg. 29, Heft 3, S. 167-185.
- Schäfer, T. (1995): Reflektierte Vernunft. Michel Foucaults philosophisches Projekt einer antitotalitären Macht- und Wahrheitskritik. Frankfurt: Suhrkamp.
- Seve, L. (1972): Marxismus und Theorie der Persönlichkeit., Frankfurt/M.: VMB (3. Aufl. 1977).
- Taureck, B.H.F. (1997): Michel Foucault. Reinbek: Rowohlt.
- Taylor, Ch. (1992): Negative Freiheit? Zur Kritik des neuzeitlichen Individualismus. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Thompson, P.; Ackroyd, S. (1995): All quiet on the workplace front. A. Critique of Trends in Recent British Industrial Sociology. In: Sociology Vol. 29, No. 4, pp. 615-633.
- Townley, B. (1994): Reframing Human Resource Management: Power, Ethics and the Subject at Work. London: Sage.
- Visker, R. (1991): Michel Foucault. Genealogie als Kritik. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Wardell, M. (1990): Labour and Labour Process. In: D. Knights; H. Willmott (eds.): Labour Process Theory, London, pp. 153-176.
- Willmott, H. (1990): Subjectivity and the Dialectics of Praxis: Opening up the Core of Labour Process Analysis. In: D. Knights; H. Willmott (eds.): Labour Process Theory, London, pp. 336-378.
- Willmott, H. (1994): Bringing agency (back) into organizational analysis: responding to the crisis of (post)modernity. In: J. Hassard; M. Parker (eds.): Towards a new theory of organizations. London: Routledge. pp. 87-130.

Link-Sammlungen zu Texten von Foucault, Sekundärliteratur und discussion groups

<http://www.popcultures.com/theorists/foucault.html>

<http://www.CSUN.Edu:80/~hfspc002/foucault.home.html>